

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Februar 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 18.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Del. v. 11./VI. 70.

XI. Prediger Seidentopf.

In der Mitte des Dorfes, neben dem Schulzenhof, lag die Pfarre, ein über hundert Jahre altes, etwas zurück gebautes Giebelhaus, das an Stättlichkeit weit hinter den meisten Bauerhöfen zurückblieb. Es war das einzige größere Haus im Dorfe, das noch ein Strohdach hatte. Zu verschiedenen Malen war davon die Rede gewesen, dieses der Dorfgemeinde sowohl um ihres Pastors wie um ihrer selbst willen despektirlich erscheinende Strohdach durch ein Ziegeldach zu ersetzen; unser Freund Seidentopf aber, der in diesem Punkte wenigstens ein gewisses Stillsitzen hatte, hatte beständig gegen solche Modernisirung protestirt. „Es sei gut so, wie es sei.“ Und darin hatte er vollkommen Recht. Es war eben ein Dorf idyll, das durch jede Aenderung nur verlieren konnte. Der Giebel des Hauses stand nach vorn; dicht unter dem Strohdach hin lief eine Reihe kleiner, überaus freundlich blickender Fenster, während die Fachwerkwände bis hoch hinauf mit Brettern besleidet und den ganzen Sommer über mit Wein, Pfeffertraut und Spalierobst überdeckt waren. Neben der Hausthüre stand ein Rosenbaum, der, bis an den First hinauf wachsend, im ganzen Oberbruche berühmt war wegen seines Alters und seiner Schönheit. Auch das winterliche Bild, das die Pfarre bot, war nicht ohne Reiz. Eine mächtige Schneehaube sah auf seinem Dache, während die niedergelegten, mit Stroh umwundenen Weinranken, dazu die Matten, die sich schützend über dem Spalierobst ausbreiteten, dem Ganzen ein sorgliches und in seiner Sorglichkeit wohlthätig anheimelndes Ansehen gaben.

Dem entsproch auch das Innere. Der Hausthüre gegenüber, an der entgegengesetzten Seite des langen, fast durch das ganze Haus hinlaufenden Flurs, befand sich die Küche, deren aufstehende Thüre immer einen Blick auf blanke Kessel und flackerndes Herdfeuer gönnte. Die Zimmer lagen nach rechts hin. An der linken Flurwand, die zugleich die Wetterwand des Hauses war, standen allerhand Schränke, breite und schmale, alte und neue, deren Simse mit zerbrochenen Urnen garnirt waren; dazwischen

in den zahlreichen Ecken hatten ausgegrabene Pfähle von versteinertem Holz, Wallfischrippen und halbverwitterte Grabsteine ihren Platz gefunden, während an den Querbalken des Flurs verschiedene ausgestopfte Thiere hingen, darunter ein junger Alligator mit bemerkenswerthem Gebiß, der, so oft der Wind auf die Hausthür stand, immer unheimlich zu schaukeln begann, als sölge er durch die Luft. Alles in allem eine Ausstaffirung, die keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß das Hohen-Vieher Predigerhaus zugleich auch das Haus eines leidenschaftlichen Sammlers sei.

Machte schon der Flur diesen Eindruck, so steigerte sich derselbe beim Eintritt in das nächstgelegene Zimmer, das einem Antikencabinet ungleich ähnlicher sah, als einer christlichen Predigerstube. Zwar war der Bewohner desselben erichtlich bemüht gewesen, Amt und Neigung in ein gewisses Gleichgewicht zu bringen, war aber damit gescheitert. Es sei gestattet, einen Augenblick bei diesem Punkte zu verweilen.

Die Studirstube besaß zwei nach dem Garten hinaus sehende Fenster, zwischen denen unser Freund eine bis in die Mitte des Zimmers gehende Scheidewand gezogen hatte. So waren zwei große, fast kabinetartige Fensternischen gewonnen, von denen die eine dem Prediger Seidentopf, die andere dem Sammler und Alterthumsforscher gleichen Namens angehörte. Innerhalb dieser Nischen war das Balancierisystem, das sich schon in ihrer früheren Anlage zu erkennen gab, ebenfalls festgehalten, indem auf dem Arbeitstische in der Camera archaeologica „Velmanns historische Beschreibung der Kurmark Brandenburg, Berlin 1751 bis 53“, auf dem Arbeitstisch in der Camera theologica „Dr. Martin Luthers Bibelübersetzung, Augsburg 1613“ aufgeschlagen lag. Beides Prachtbücher, wie sie nur ein Sammler hat, groß, dick, in festem Leder, mit hundert Bildern. Ueber eine Aeußerung des Kandidaten Wlhenhorst, der auf einer Versammlung in Hohen-Sathen gesagt haben sollte: „Prediger Seidentopf greife mitunter fehl und schlage in Velmann statt in der Bibel nach“ gehen wir wie billig an dieser Stelle hin.

Unser Seidentopf war ein archäologischer Enthusiast trotz einem, und ausgerüstet mit all den Schwächen, die von diesem Enthusiasmus so unzertrennlich sind wie die Eiferucht von der Liebe. Er phantasierte, er ließ sich hinter's Licht führen; aber in einem unterschied er sich von der großen Armee seiner Genossen: er sammelte nicht, um zu sammeln, sondern um einer Idee willen. Er war Tendenzsammler.

Innerhalb der Kirche, wie Uhlenhorst sagte, ein Halber, ein Laumärker, hatte er, sobald es sich um Urnen und Todtentöpfe handelte, die Dogmenstrenge eines Großinquisitors. Er duldete keine Kompromisse, und als erstes und letztes Resultat aller seiner Forschungen stand für ihn unwandelbar fest, daß die Mark Brandenburg nicht nur von Urfang an ein deutsches Land gewesen, sondern auch durch alle Jahrhunderte hin geliebt sei. Die wendische Invasion habe nur den Charakter einer Sturzwehle gehabt, durch die oberflächlich das eine oder andere geändert, dieser oder jener Name slavisiert worden sei. Aber nichts weiter. In der Bevölkerung, wie durch die Sagen von Fride und Wotan bewiesen werde, habe deutsche Sitte und Sage fortgelebt, am wenigsten seien die Wenden, wie so oft behauptet werde, in die Tiefen der Erde eingedrungen. Ihre sogenannten „Wendkirchhöfe“, ihre Todtentöpfe niedrigeren Grades, wolle er ihnen zugestehen, alles andere aber, was sich mit instinktiver Vermeidung des Oberflächlichen eingebohrt und eingegraben habe, alles was zugleich Kultur und Kultus ausdrücke, sei so gewiß germanisch, wie Teut selber ein Deutscher gewesen sei. Um diese Sätze drehte sich für ihn jede Debatte von Bedeutung. Er war sich bewußt, in seinem archäologischen Museum durchaus unanfechtbare Belege für sein System in Händen zu haben, unterschied aber doch zwischen einem kleinen und einem großen Beweis. Der kleine war ihm persönlich der liebere, weil er der feinere war; er kannte jedoch die Welt genugsam, um dem bloßen Sinn der Masse gegenüber je nach einem andern als nach dem großen Beweis zu greifen. Die Stücke, die diesen bildeten, befanden sich sämtlich in den zwei großen Glaschränken des Aros triumphalis, waren jedoch selbst wieder in unüberlegliche und ganz unüberlegliche getheilt, von denen nur die letzteren die Inschrift führten: „ultima ratio Semnonum“. Es waren zehn oder zwölf Sachen, alle nummerirt, zugleich mit Zetteln besetzt, die Citate aus Tacitus enthielten. Gleich Nr. 1 war ein Hauptstück, ein bronzenes Wildschweinsbild, auf dessen Zettel die Worte standen: Insigno superstitionis formas aprorum gestant, „ihren Götzenbildern gaben sie (die alten Germanen) die Gestalt wilder Schweine“. Die anderen Nummern wiesen Spangen, Ringe, Brustnadeln, Schwerter auf, woran sich als die Sanspareils und eigentlichen Brachbeweisstücke der Sammlung drei Münzen aus der Kaiserzeit schloffen, mit den Bildnissen von Nero, Titus und Trajan. Die Trajanmünze trug um das lorbeergekrönte Haupt die Umschrift: „Imp. Caes. Trajano Optimo“, auf dem daneben liegenden Zettel aber hieß es: „gefunden zu Reitwein, Land Lebus, in einem Todtentopf“. Das „in einem Todtentopf“ war dick unterstrichen. Und vom Standpunkte unseres Freundes aus mit vollkommenem Recht. Denn es führte den Beweis, oder sollte ihn wenigstens führen, daß nicht alle Todtentöpfe wendisch, vielmehr die „Todtentöpfe höherer Ordnung“ ebenfalls deutsch-germanischen Ursprungs seien.

Aufsehmung gegen so hereditäre Zeugen erschien unserem Seidentopf unmöglich, und dennoch hatte er sie zu befahren, wobei es sich so glücklich oder so unglücklich traf, daß sein heftigster Angreifer und sein ältester Freund ein und dieselbe Person waren. Es sprach für beide, daß ihre Freundschaft unter diesen Kämpfen nicht nur nicht litt, sondern immer wurzelfester wurde; allerdings weniger ein Verdienst unseres Pastors, als seines gut gelaunten Antagonisten, der weltmännisch über der Sache stehend, nicht gewillt war, die Semnonen- und Lutizenfrage unter Drangebung vielfähriger herzlicher Beziehungen durchzufechten. In Wahrheit interessirte ihn die „Urne“ erst dann, wenn sie anfing, die moderne Gestalt einer Bowle anzunehmen.

Dieser alte Freund und Gegner war der Justizrath Turgany aus Frankfurt a. D., der, ein Feind aller Prozeßverhand-

lungen bei trockenem Munde, speziell in dem Prozeß „Lutizi contra Semnonos“ manche liebe Flasche ausgekostet hatte, gelegentlich im Pfarrhause zu Hohen-Biez, am liebsten aber im eigenen Hause, nach dem Grundsatze, daß er über seinen eigenen Weinkeller am unterrichtetsten sei. Schon die Studentzeit hatte beide Freunde, Mitte der siebziger Jahre, in Göttingen zusammen geführt, wo sie unter der „deutschen Eiche“ Schwüre getauscht und Klopstock'sche Bardengelänge recitirend sich dem Vaterlande Hermanns und Thunelndas auf ewig geweiht hatten. Seidentopf war seinem Schwure treu geblieben. Wie damals in den Tagen jugendlicher Begeisterung erschien ihm auch heute noch der Rest der Welt als bloßer Rohstoff für die Durchführung germanisch-sittlicher Mission; Turgany aber hatte seine bei Punja und Klopstock geleisteten Schwüre längst vergessen, hob alles auf den erfteren und gestiel sich darin, wenigstens scheinbar, den Apostel des Panlavismus zu machen. Die Möglichkeit europäischer Regeneration lag ihm zwischen Don und Dnjepr und noch weiter ostwärts. „Nimmer“, so hatte er bei seiner letzten Anwesenheit in Hohen-Biez versichert, „kam die Verjüngung von den Ufern der Wolga, und wieder stehen wir vor solchem Auffrischungsprozeß,“ halb scherz, halb ernsthaft vorgetragene Paradoxien, die von Seidentopf einfach als politische Rezerrien seines Freundes bezeichnet wurden.

XII. Besuch in der Pfarre.

Und es war der Justizrath Turgany, der heute, am 2. Weihnachtsfeiertage 1812, in der Hohen-Biezer Pfarre erwartet wurde, auch Levin und Renate hatten zugesagt, mit ihnen Tante Schorlemmer und Marie.

Es dunkelte schon, als zunächst die Freunde aus dem Herrenhause eintraten. Levin führte Tante Schorlemmer, Renate und Marie folgten. Man begrüßte sich herzlich. Renate, die es warm fand, nahm ihr Shawluch ab und stand einen Augenblick mit der Brotschnabel in der Hand, wie in Verlegenheit, wo sie dieselbe hinthun solle. Dann öffnete sie den Glaschrank und legte die Nadel in eine der zerbrochenen Urnen. Sie war wie Kind im Hause. Alles lachte; Seidentopf stimmt mit ein.

„Sehen Sie, theuerster Prediger,“ hob Renate an, „wenn das nun ein Aschenregen wäre, was jetzt in Flocken vom Himmel fällt, welche Hypothesen gäbe das bei den Seidentopfs der Zukunft, diese Gemmenbrotsche in einem wendischen Todtentopf!“

„Nicht wendisch, ganz und gar nicht. Aber meine schöne Renate lockt mich nicht heraus,“ erwiderte Seidentopf gut gelaunt. „Ich erwarte Turgany noch und darf meine Kräfte nicht an Plänkelen setzen, auch nicht an die verlockendsten. Aber wo nehmen wir untern Kaffee?“

„Hier, hier, im Studir- und Rauchzimmer,“ riefen die Stimmen durcheinander, mit besonderer Betonung des letzten Wortes. Seidentopf lehnte ab. Renate aber bestand darauf. „Wir wollen keine Opfer.“

„Und wenn es ein solches wäre, je mehr Opfer, je mehr Glüd.“

„D wie verbindlich! Ganz die gute alte Zeit. Und da bilden sich unsere Residenzler ein (ein schelmischer Blick Renatens streifte dabei Levin), uns keine Sitte lehren zu wollen; hier ist ihr Lehntuhl, hier im Pfarrhause zu Hohen-Biez.“

Stühle wurden gestellt; man nahm Platz an einem Rundtisch, der in die Camera archaeologica gerückt worden war, und eine ältliche Frau erschien, um den Kaffee zu serviren. Sie wurde sofort und in einer Weise von allen Anwesenden begrüßt, die über ihre Wichtigkeit innerhalb der Hohen-Biezer Pfarre keinen Zweifel ließ. Ihrer Geburt und Haltung nach hätte sie freilich noch den Friesrock und das schwarzseidene Kopftuch tragen müssen, alle Haushälterinnen aber wuschen schließlich über sich hinaus, und die Hohen-Biezer machte keine Ausnahme.

Sie nahm allerhand kleine Huldigungen in Anspruch, und erwartete beispielsweise von Seiten der Gäste ein auszeichnendes Entgegenkommen, später von Seiten ihres Pastors die Aufforderung, an der festlichen Tafel theilzunehmen. Aber hier-

mit war ihrem Selbstgefühl Genüge gethan. Sie lehnte regelmäßig ab und war befriedigt, daß die Aufforderung überhaupt stattgefunden hatte.

Renate machte die Wirthin, vertheilte den Zucker sogleich in die Tassen (die großen Blockstücke waren noch nicht Mode) und handhabte dabei die Zuckerzange mit jener Grazie, die allein ausreichen kann mit diesem Werkzeuge der Unbequemlichkeit. Die Unterhaltung nach den ersten leichten Plänkeleien lenkte sehr bald wieder ins Regelrechte ein und begann mit dem Wetter. Das hatte im Jahre 1812 noch eine ganz besondere Bedeutung. Man könnte sagen, vom Wetter sprechen war damals patriotisch. Schnee und Kälte waren die großen russischen Bundesgenossen.

Der Schnee, der anfangs in kleinen Federchen umhergestäubt war, wirltete allmählich dichter an den Fenstern vorbei, und aus der Geborgenheit von Pastor Seidentopfs Studirstube — doppelt geborgen, nachdem sie auch zum Kaffeezimmer geworden war — sahen jetzt Wirth und Gäste in den Wirbelstanz hinaus.

Es entstand eine Pause. „Immer mehr Schnee,“ begann Lewin, der den Platz zunächst dem Fenster hatte, „ist es doch, als ob Gott selber sie alle begraben wolle. Die Vernichtung kommt über sie; sie fällt in leisen Floden vom Himmel. Und dazwischen höre ich eine Stimme, die uns zuruft: „Drängt Euch nicht ein, wollt nicht mehr thun, als ich selber thue; ich vollbringe es allein. Ich weiß es wohl, theuerster Pastor, die Stimme, die ich höre, ist nur die Stimme meines Mitleids. Muß ich mich ihr verziehen? Ist dieses Mitleid Schwäche? Muß ich es abthun?“

„Nein, Lewin, Dein Herz hat den rechten Zug wie immer. Wenn es etwas gibt, dem zu folgen uns nicht reuen darf, so ist es das Mitleid. Zudem, unsere Feinde sind unsere Verbündete. Und so lehren uns denn diese Tage treu sein, treu auch gegen den Feind, wie diese Jahre uns gelehrt haben, demüthig zu sein. Harren wir. Es werden Zeiten kommen, wo uns sein wird, als lege Gott selber sein Schwert in unsere Hände. Aber dieser Tag, der vielleicht nahe ist, ist noch nicht da. Eins aber gilt heute und immerdar: offen sei unser Thun. Das ist deutsch.“

Lewin wollte antworten, aber Beitschentnall und Schellengeläut, das eben die Dorfstraße herankam, unterbrach die Unterhaltung, und Seidentopf rief: „Da sind sie.“

Es waren drei Herren, von denen zwei, in grauen Mänteln und schwarzen Tuchmägen, den Posterstuhl des Schlittens inne hatten, während der dritte, in Pelzrock und Hitzkappe, auf der Breitjoch saß.

„Wer sind nur die beiden Fremden, die Turgany sich aufgeladen hat?“ fragte Lewin; in seinem eleganten Nerzpelz paßt unser justizräthlicher Freund schlecht zum Kämmerer dieser Grammäntel.“

„Es sind Amtsbrüder von mir,“ erwiderte Seidentopf, dem errotenden Lewin die kleine Verlegenheit gönnend, „ein halber und ein ganzer. Der ganze, den Du kennen solltest, ist unser Nachbar, der Dolgelinische Pastor; der halbe konrektor vorläufig noch, rückt aber nächstens in die Heilige-Geist-Pfarrre ein. Konrektor Othegraven, ein besonderer Freund Turgany's.“

Die neuen Gäste hatten inzwischen aus Pelz und Mänteln sich ausgewickelt, und auf dem Flur erklang die Stimme des Justizraths mit jener Deutlichkeit, die immer auf ein halbes Zubausein deutet. Dann öffnete sich die Thür, und alle drei traten ein. Nach vorgängiger Begrüßung rückte man dichter zusammen, schob rechtwinklig einen zweiten Tisch heran und war sofort im Fahrwasser einer lebhaften Unterhaltung. Turgany, wie er selber mit Stolz zu versichern liebte, duldete keine Pausen.

Er hatte sich mit jenem Selbstherrnblick, der ihn in solchen Dingen auszeichnete, den besten Platz gewählt und saß nicht bloß unter einem Urnenreal seines Freundes, worauf er schließlich verzichtet haben würde, sondern auch zwischen Renate und Marie, was er durch geschickte Beseitigung von Tante Schorlemmer — ihr zustüßend, daß sein Freund Othegraven glücklich sein würde, sich mit ihr über grönländische Mission unterhalten

zu können — herbeizuführen gewußt hatte. „Othegraven habe selber Missionar werden wollen.“ In den durch diese Kriegslust eroberten Platz war er ohne weiteres eingerückt und unterhielt nun die beiden Damen in lebhafter Weise.

Der Dolgeliner Pastor war inzwischen in einer Kornpreisunterhaltung mit Lewin begriffen; Tante Schorlemmer und der Konrektor ergingen sich in Parallelen zwischen Nordpol- und Südpolmission, während Turgany eben einen improvisirten Kinderball zu schildern begann, den er am Heiligabend mitgemacht hatte. Er ließ die kleinen Mädchen in ihrer Sprache sprechen und ahmte mit einem gewissen Darstellungstalent, das er hatte, die Wichtigkeit ihrer Mienen und ihrer Haltung nach. So ging die Unterhaltung. Des Justizraths Ideal war erreicht: keine Pausen.

Turgany, um sein Bild um ein paar Striche weiter auszuführen, war ein starker Fünzigjähriger und wußte sich etwas auf die Jugendlichkeit seiner Erscheinung. Abwehrend gegen alle Schmeichelei, duldete er doch die eine, die ihn nach dem siebenjährigen Kriege geboren sein ließ. Es ergab dies für ihn einen Reingewinn von zehn Jahren. Er hielt sich gerade, trug eine goldene Brille und ein Toupee von flachsblonden Locken. Diese Locken hatten einst um andere Schläfen gespielt, und unser Freund, wenn ihn die Laune anwandelte, spöttelte selbst über diese blonde Fülle, die den echten Flachs seiner Jugend weit aus dem Felde schlug; er scherzte darüber, aber liebte es keineswegs, wenn andere seinem Beispiel folgten. Sein frisch erhaltenes Gesicht wäre regelmäßig zu nennen gewesen, wenn nicht sein linker Nasenflügel, der ihm abgehauen und von einem Pandocor schlecht angenäht worden war, eine Art Portal gebildet hätte, gerade groß genug, um einen gewöhnlichen Nasenflügel darunter zu stellen. Das Redde, das sein Wesen hatte, wuchs dadurch und paßte zu dem Zug übermüthiger Laune, der um seine Mundwinkel spielte.

Die beiden Geistlichen waren von sehr anderem Gepräge und ebenso verschieden unter einander wie von ihrem Freunde dem Justizrath. Sie hatten nichts gemeinsam, als den schwarzen Rock und das weiße Halstuch. Der Konrektor gehörte einer Richtung an, wie sie damals in märkischen Landen nur selten betroffen wurde: Strenggläubigkeit bei Freudigkeit des Glaubens. Ein mehrjähriger Aufenthalt im Volksteinischen, wo er den Wandsbeder Voten und später auch Claus Harms auf seiner Dithmarschen Pfarrer kennen gelernt hatte, war nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Er sprach wenig über Christenthum und Glaubensfragen, aber auch dem Profanen gab er eine Weihe durch die Art, wie er es behandelte. Er sah alle Dinge in ihrer Beziehung zu Gott; das gab ihm Klarheit und Ruhe. Wenn er sprach, war etwas Helles um ihn her, das mit seinem sonst steifen und pedantischen Aeußeren verjöhnen konnte.

Der Dolgeliner Pfarrer entbehrte vieler Gaben, aber wessen er am gewissten entbehrte, das war die Leuchtkraft des Glaubens. Er war für praktische Seelsorge, worunter er verstand, daß er den Bauern ihre Prozesse führte, und mußte sich's gefallen lassen, von Turgany abwechselnd als „Collega“, Dolgeliner Drasel und Lebuser Markt- und Courzettel bezeichnet zu werden. Er war weder Orthodoxer noch Rationalist, sondern bekannte sich einfach zu der alten Landpastorenrichtung von *Wißt à trois*. Und nicht immer mit der nöthigen Vorsicht. Einmal, so wenigstens erzählte Turgany, hatte er einer älteren unverheiratheten Dame geklagt, daß er in Dolgelin keine „Partie“ finden könne, was zu den ergößlichsten Mißverständnissen Veranlassung gegeben hatte. Im Uebrigen war er eben so brav, wie beschränkt und wohlgefiten. Es fehlte nur der Respekt.

Solcher Art waren die neuen Ankömmlinge. Der Justizrath erhob sich eben, um vor Renate und Marie mit Hilfe seines mimischen Talentes eine Nachahmung des kleinen verwachsenen Musikenthusiasten zu versuchen, der an jenem Frankfurter Kinderballabend drei Stunden lang das Violoncell gespielt hatte, als Tante Schorlemmer, einen der Doppelleuchter ergreifend, das Zeichen gab, daß es Zeit sei, die Studirstube von den Verpflichtungen gesellschaftlicher Repräsentation frei zu machen. Die alte Dame schritt erst dem angrenzenden, dann einem zweiten dahinter gelegenen Zimmer zu; alle jüngeren

Elemente der Gesellschaft folgten, Dthegraven und selbst Pastor Babel nicht ausgeschlossen.

Nur Turgany und Seidentopf, die alten Freunde und Gegner, blieben in der Studirstube zurück.

XIII. Der Wagen Dbins.

Die Stunde vor Tische — nach einem alten Herkommen, von dem übrigens Turgany heute nicht ungern abgegangen wäre, — gehörte dem wissenschaftlichen Austausch, will sagen, der Kriegsführung. In dieser kurzen Spanne Zeit wurden jene Schlachten geschlagen, denen der Justizrath mit heiterer Entschlossenheit, der Pastor, bei allem Verlangen darnach, doch zugleich mit immer erneutem Bangen entgegen sah. Denn so laut er auch die Unerlöschlichkeit seines Systems proklamirte, mochte, gerade hinter seinen bestimmtesten Versicherungen barg sich der quälendste Zweifel. Alle Systeme sind gefallen, sagte er zu sich selbst und vor jeder neuen Debatte beschlich ihn die Vorstellung: wenn nun jetzt dein Bau zusammenstürzte!

Diese Vorstellung kam ihm auch heute, und das entsprechende Bangen wuchs einen Augenblick, als Turgany, der inzwischen eine kleine Axt vom Tische heringeholt hatte, diese mit einer gewissen Feierlichkeit auf den Tisch stellte und einfach die Worte sprach: „Dies ist nun für Dich, Seidentopf. Nimm es, so unchristlich sein Inhalt ist, als eine Christbekehrung von mir an. Ob Du in Dir und außer Dir einen Platz dafür finden wirst, steht freilich dahin. Wenn es in Dein System paßt, so schmiede Waffen daraus gegen mich; es soll dann mein Stolz sein, Dir selbst zum Siege verholfen zu haben. Entgegengesetzten Falls aber habe den Muth eines offenen Bekennnisses. Und nun öffne.“

Seidentopf zog den Deckel und nahm aus der Kiste einen kleinen Bronzewagen heraus, der auf drei Rädern lief und eine kurze Gabeldechsel hatte, auf der, dicht an der Axt, sechs ebenfalls bronzene Vögel saßen, alle von einer Haltung, als ob sie eben aufstiegen wollten. Das Ganze, quadratisch gemessen, wenig über handgroß, verrieth eben so sehr technisches Geschick, wie Sinn für Formen Schönheit.

Der Pastor war gebendet; auf einen Augenblick ging alles, was kritisch oder systematisch an und in ihm war, in der naiven Freude des Sammlers unter, und die Hand des Justizraths ergreifend, sagte er: „Das ist ein Unikum; das wird die Zierde meiner Sammlung.“ Dann ließ er den Wagen über den Tisch rollen mit einem Gefühl und einem Gesichtsausdruck, als ob er um fünfzig Jahre jünger gewesen wäre.

Turgany freute sich des Glüdes, das er geschaffen; aber rasch wieder von seinem alten Widersachergeist erfasst, rief er unseren Seidentopf durch ein kurzes „und nun?“ aus seiner Unbefangenheit.

Der Pastor, zunächst noch in jener weichen Stimmung, wie sie Freude und Dank hervorrufen, versuchte dem inquisitorischen „und nun?“ durch allerhand Zwischenfragen über Erwerb und Fundort auszuweichen. Aber vergeblich. Die letztere Frage griff schon in das kritische Gebiet hinüber, und Turgany bemerkte deshalb mit nachdrücklicher Betonung einzelner Worte: „Er ist von jenseit der Oder; Wegearbeiter fanden ihn zwischen Neppen und Drossen; er steckte im Mergel; Drossen ist wendisch und heißt: „Stadt am Wege“. Die Oder war immer Grenzfluß.“

„Das ist ohne Bedeutung,“ bemerkte Seidentopf ruhig. „Du weißt, es gab eine Zeit, wo diesseits und jenseits des Flusses Deutsche wohnten; nur die Stämme waren verschieden. Welche Stämme hüben und drüben, darüber mag gestritten werden; ich betone nur das Germanische überhaupt.“

Turgany lächelte. „So glaubst Du wirklich, daß Deine Semnonen oder ihresgleichen, die nachweisbar unter Fichten und Eichen wohnten und sich in Thierfelle kleideten, der Schöpfung solcher Kunstwerke fähig gewesen wären?“ Er wies dabei auf den Wagen. „Wie ich Dir oft gesagt habe, sie sind hingegangen wie das Laub an ihren Bäumen, wie der Ur, der mit ihnen gemeinschaftlich die Wälder bewohnte. Es ist möglich, daß der Welt die Ueberraschung vorbehalten ist, hier oder dort, in Moor

oder Mergel, einmal einem durch Erdsalze petrifizirten Semnonen zu begegnen; ich würde mich freuen, solchen Fund noch zu erleben, er würde jedoch nach der Seite hin, die hier in Frage kommt, nicht das Geringste beweisen. Es gab Semnonen, gewiß, aber sie schufen nichts. Sie pflanzten sich fort, das war alles. Ein Schaffen im Sinne der Kunst, der Erfindung kannten sie nicht. Dieser Wagen ist Produkt höherer Kultur. Wer brachte die Kultur in diese Gegenden? so stellt sich die Frage. Du kennst meine Antwort.“

Seidentopf schwieg.

„Ich habe Dir so oft gesagt,“ fuhr Turgany fort, „und ich muß es wiederholen, es zählt bei mir zu den Unbegreiflichkeiten, daß ein Mann von Deinem wissenschaftlichen Ernst, der sich in hundert anderen Stücken durch Vorurtheilslosigkeit auszeichnet, die Kultur der slavischen Vorlande bestreiten kann. Dein System ist eine Anhäufung von Sophistereien. Von unserer alten Priegnitz an, in der wir geboren wurden, bis zu diesem Lande Lebus, in dem wir jetzt beide wohnen, tragen sowohl die Landestheile selbst, wie ihre Städte und Dörfer, zum ewigen Zeiden dessen, daß sie aus wendischen Händen hervorgingen, guthlavische Namen; in erster Reihe dies alte Hohen-Viez, dessen Bewohner, neben ihren vielen anderen Tugenden, auch die der Langmuth in Stammes- und Rassenfragen übten. Ich meinerseits kann Ihnen darin nicht folgen. Es bleibt wie es ist. Die Deutschen dieser Gegenden waren Wilde; sie hatten Menschenopfer, sie schlühten ihren Feinden die Bäume mit Feuersteinen auf. Sie aber, die gesitteten Wenden, die Du verleugnest, sie hatten Tempel, trugen keine Gespinne und schmückten sich und ihre Götter mit goldenen Spangen. Was hat Dein ganzes Semnonenthum aufzuweisen, das heranreichte an die sagenhafte Pracht Vinetas, an die phantastische Tempelgröße Rethras und Dregungas?“

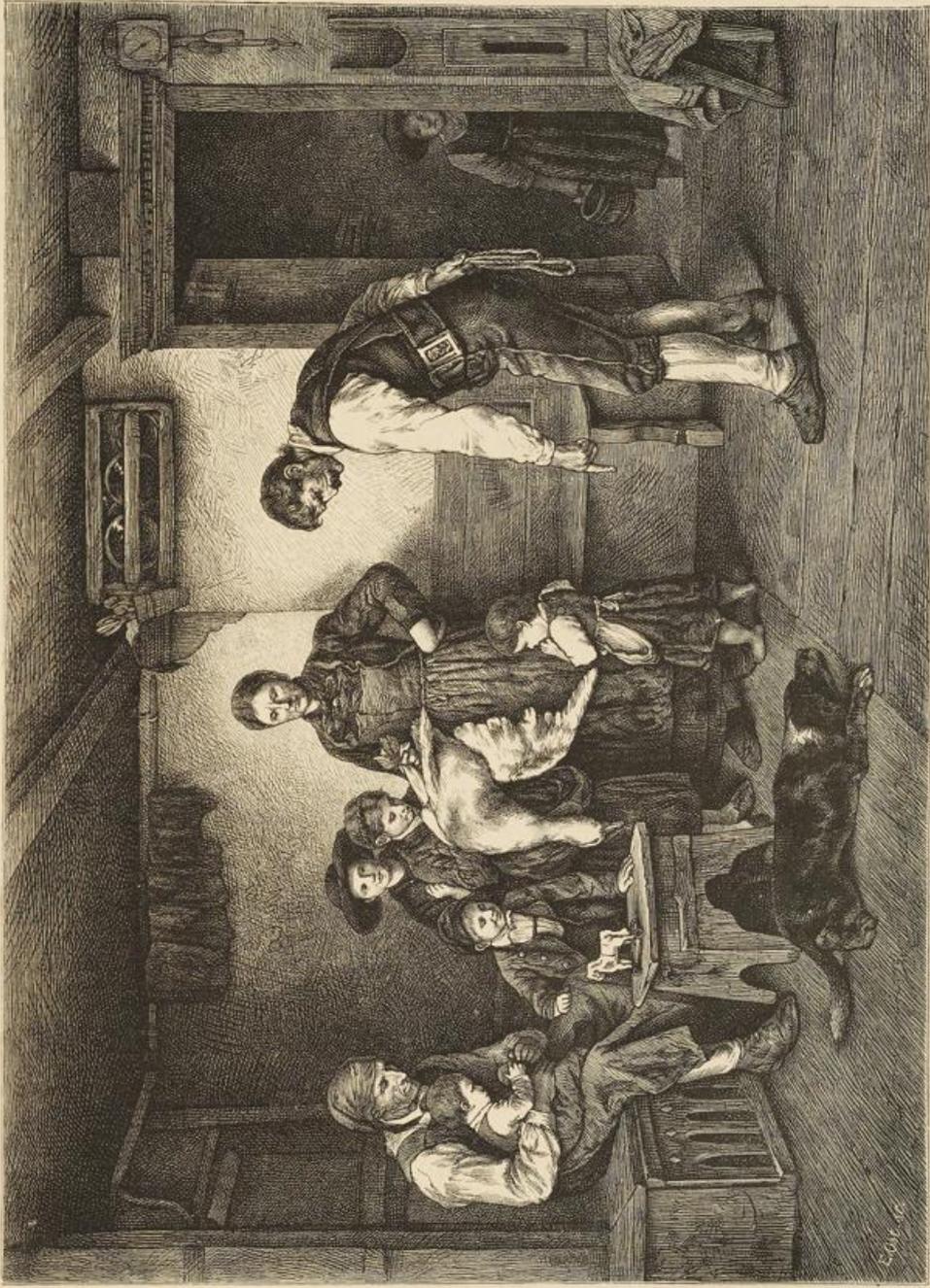
„Sagenhafte Pracht,“ wiederholte Seidentopf, „mir könnte das Zugeständniß, das in diesem Beiwort liegt, genügen; in dessen ich verzichte gern auf den Gebrauch von Waffen, die mir, verzeihe, eine Unachtsamkeit meines Gegners in die Hand gibt. Und so gedenke ich nicht an der Kultur von Rethra und Julin herumzudeuteln. Aber dieses spätere, unter den Anregungen der germanischen Welt über sich selbst hinauswachsende spätere Wendenthum, ist ein Wendenthum dieses Jahrtausends, während dieser bronzene Wagen augenscheinlich bis in die ersten Säcula unserer Zeitrechnung zurückdatirt. Ich setze ihn drittes Jahrhundert, vielleicht noch früher.“

„Gut. Und wofür hältst Du ihn? Was ist er? Was bedeutet er?“

„Ich hätte es gewünscht, diesen Streit gerade heute, wo ich mich Dir so tief verpflichtet fühle, vermieden zu sehen. Da sich dies nicht thun läßt, so nehme ich nicht Anstand, ihn, mit jedem erdenklichen Grade von Bestimmtheit, als ein Symbol des altgermanischen Cultus zu bezeichnen. Er verfinbildlicht nichts anderes, als den Wagen Dbins.“

„Du greiffst etwas hoch,“ setzte jetzt Turgany mit schärfer werdender Stimme ein. „Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es wieder heraus. Und so nehme ich denn nicht Anstand, auch meinerseits mit jedem erdenklichen Grade von Bestimmtheit zu behaupten, daß dies ein Dbinswagen etwa mit demselben Rechte ist, wie ein in irgend einem Mergelager aufgefundenes Wiegenpferd eine sinnbildliche Darstellung der wendischen Sonnenrosse sein würde. Du darfst den Bogen nicht überspannen. Dieser Wagen ist einfach das Kinderpielzeug irgend eines Lutzischen oder Dbotritischen Fürstenthums, irgend eines jugendlichen Pribislaw oder Mistkowi.“

Seidentopf wollte antworten, aber Turgany fuhr fort: „Ein Bild heiteren Familienlebens thut sich vor meinen Blicken auf. Holzsäulen mit reichgezeichneten Kapitälchen tragen die phantastisch gezierte Decke und an den Tischen entlang; bei Würfel und Wein, sitzen die wendischen Schwertmänner, zu oberst der Fürst. Er trinkt auf das Wohl seines einzigen Sohnes, zu dessen Geburtstagsfeier heute die Gäste so zahlreich erschienen sind. Durch die Halle hin, nach rechts und links sich verneigend, schreitet Privoislawa, die Fürstin, und bei jeder grünen Bewegung blitzen die goldenen Franzen ihres weißen Ge-



Der Gansräuber. Von H. Dreißiger.
Aus dem köchlichen Proschpore „Unter Wasser“.

onen
a er-
frage
, ge-
war
nten
achte
Du

, und
stich-
der
aus-
fann.
un-
s zu
ragen
rier,
nden
alte
Lu-
ragen
Es
ilbe;
ilche
e Du
und
Was
richte
apel:

unte
, in-
mir,
gibt.
Kulin
ugen
ätere
rend
stula
fahr:

s be:

, wo
Da
mit
mbol
licht

ärfer
hallt,
nicht
e von
etwa
lager
der
nicht
zeug
egend

fort:
tiden
shan-
ürfel
t der
, zu
ienen
ver-
ifen-
a Ge:

wand. An ihrer Rechten führt sie den Knaben, dessen Locken unter seiner Otterfellmütze hervorzucken, während hinter ihm her das reiche Spielzeug rollt und rasselt, das dieser Glückstag ihm beiseerte. Und dieses Spielzeug ist hier." Damit hob Turgany den vorgeblühten Dvinswagen auf und setzte ihn wieder auf den Tisch.

Seidentopf lächelte. Auch Turgany, dem im Anschauen seines durch ihn selbst heraufbeschworenen Bildes heiterer ums Herz geworden war, sah wieder ruhiger drein und sagte im versöhnlichen Tone: „Seidentopf, ich habe Trumpf gegen Trumpf gesetzt. Du hast mich herausgefordert. Wenn ich, Dir folgend, von jedem erdenklichen Grade von Bestimmtheit sprach, so wirst Du wissen, was ich damit gemeint habe. Es fehlt uns beiden nur eine Kleinigkeit: „Der Beweis“.

„Ich kann ihn geben.“

„Wohlan, so gib ihn.“

„Du gibst zunächst die Bronze zu?“

Der Justizrath nickte.

„Du gibst ferner zu, daß die Bronze der germanischen Zeit mit derselben Ausschließlichkeit angehört, wie das Eisen der wendischen?“

Turgany nickte wieder, aber unter Zeichen wachsender Ungebuld.

„Gut. Dies von Deiner Seite zugegeben,“ fuhr Seidentopf fort, „scheint mir unser Streit durch Dein eigenes Entgegenkommen geschlichtet. Ich danke Dir für diesen Akt der Unparteilichkeit und Selbstbeherrschung. Dieser Wagen ist bronzen; und weil er bronzen ist, ist er germanisch. Das ist der Punkt, auf den es ankommt. Was er innerhalb der germanischen Welt war, das ist erst von zweiter Bedeutung. Doch muß ich dabei bleiben, daß auch darüber nicht wohl ein Zweifel sein kann. Hier diese Vögel auf Äge und Gabelbeißel führen den Beweis. Es sind die Raben Dvins. Sie fliegen vor ihm her; wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, sie ziehen das räthselvolle Gefährt.“

„Du hältst dies also für Raben?“

„Der Augenschein überhebt mich jeder weiteren Ausführung,“ erwiderte der Pastor.

„Nun, so erlaube mir die Bemerkung, daß nach meiner ornithologischen Kenntniß, die wenigstens auf dem ganzen zwischen Asien und Bessafine liegenden Gebiete der Deinigen überlegen ist, diese sogenannten Raben Dvins nicht mehr und nicht weniger als alles sein können, was je mit Klägeln schlug, vom Storch und Schwann an bis zum Kernbeißer und Kreuzschnabel. Und so ruf ich Dir denn zu: „Heil diesem Isis- und Osiriswagen, denn sechs Isis sitzen auf seiner Deichsel, Heil diesem Jupiterwagen, denn sechs Adler fliegen vor ihm her.“

Während dieser Controverse hatte die Haushälterin nebenan mit Tellern und Tassen geklappert und die Beine des Ausziehtisches mit jener rücksichtslosen Lautheit eingeschraubt, die seit alter Zeit her das Vorrecht des von seiner Wichtigkeit überzeugten Küchendepartements bildet. Trotz dieses Lärmens indeß waren die scharfen Töne Turgany's bis in das dahinter gelegene Gesellschaftszimmer gedrungen, und veranlaßten hier um so rascher einen allgemeinen Ausbruch, als das immer gern gehörte „zu Tisch“ ohnehin jeden Augenblick gesprochen werden konnte. Renate und Marie, die den Zug führten, erschienen auf der Schwelle des Studierzimmers, als der Justizrath eben seine letzten spöttischen Trümpe ausspielte.

„Willkommen!“ rief Turgany. „Unsere jungen Freundinnen, die Vertreter heiterer Unbefangenheit in diesem Kreise, sollen einen Gerichtshof bilden und zwischen Dir und mir entscheiden. Cour d'amour, Sängerkreis, Seidentopf und Turgany in den Schranken.“

Seidentopf war es zufrieden. Alles versammelte sich um den Tisch, und Renate, den Vorsitz nehmend, forderte die streitenden Parteien auf, ihre Sache zu führen. Turgany sprach zuerst; dann schloß Seidentopf: „und so spitzt sich denn die Frage einfach dahin zu: ist dieser Wagen ein Gegenstand des Cultus oder ist es ein bloßer Tand? Würde andächtig zu ihm aufgeschaut oder wurde mit ihm gespielt? Und nun, ihr Raben Dvins, zieht eure Kreise und kündet das rechte Wort.“

Renate warf einen Blick auf die Streitenden, dann sagte sie: „Welche Blindheit, Ihr Freunde, daß Ihr den Wald vor Bäumen nicht seht! War je eine Frage leichter zu entscheiden? Wozu das Suchen in dunkler Ferne? Dieser Wagen, von allerdings symbolischer Bedeutung, ist nicht anderes als ein Streitwagen, das zwischen Drossen und Keppen aufgefunden Bild Eurer eigenen uralten Fehde.“

Alles stimmte heiter zu, und die gemeinschaftlich Verurtheilten reichten sich die Hand. Renate aber, den Winken der im Hintergrunde beschäftigten Alten endlich die gebührende Aufmerksamkeit schenkend, nahm jetzt den Arm Seidentopfs und schritt dem Nebenzimmer zu, darin auf gastlich hergerichteter Tafel das Linnen glänzte und die Lichter brannten.

XIV. „Alles was fliegen kann, fliege hoch.“

Das Nebenzimmer war das Eßzimmer, das von dem Vorrecht aller Speiseräume, sahl und schmucklos sein zu dürfen, den ausgiebigsten Gebrauch machte. Nur zweierlei unterbrach die vorherrschende Nüchternheit: über der nach dem Corridor hinausführenden Thür hing eine große, stark nachgedunkelte, von irgend einem Niederländer aus der Rabenschule herriehrende Bärenhaß, während am Spiegelpfeiler der gegenüber gelegenen Schmalwand eine hohe Rußbaummetagere stand, auf deren oberstem Bret ein durchbrochener Korb mit bemalten Alabasterobst, Birnen, Orangen und Weintrauben paradierte. Die „Bärenhaß“ hatte sich, vor mehr als 50 Jahren, bei Renovirung des Bihewigischen Speisesaales, aus dem Herrenhause nach dem Predigerhause verirrt, in dem damals ein jauchender Amtsvorgänger Seidentopfs in den spärlichen Ruhestunden, die ihm Fuchs- und Hasenjagd ließen, der Hohen-Bieger Seel-sorge oblag.

So sahl und nüchtern das Zimmer war, einen so entgegenge-setzten Eindruck machte es von dem Augenblick an, wo die Seidentopfschen Gäste dasselbe zu füllen und zu beleben begannen. Die Armleuchter, die grünen und weißen Gläser, vor allem ein die Mitte der Tafel einnehmender, in der Fülle seiner langen und braunen Fäden eine Hohen-Bieger Pfarr-spezialität bildender Baumfaden gaben ein überaus heiteres Bild, das aus seiner wunderbar componirten Umrahmung: sahle Wände mit Bärenhaß und Alabasterobst, eher Vortheil als Nachtheil zog.

Turgany, der sich wieder des Plages zwischen den beiden jungen Damen zu versichern gewußt hatte, schlüpfte an, nachdem eine Tasse Thee glücklich an ihm vorüber gegangen war, der in Person aufwartenden Alten einige Worte ins Ohr, die von dieser, wie es schien, verständnißvoll aufgenommen und mit Kopfnicken erwidert wurden.

„Neue Anschläge im Werke?“ fragte Renate.

„Vielleicht,“ bemerkte Turgany. „Aber doch nur solche, die die Neugier meiner schönen Nachbarin nicht lange auf die Probe stellen werden. In jedem Falle Ueberraschungen von allgemeineren Interesse als „der Wagen Dvins“.

Während dies Gespräch noch geführt wurde, erichien die Haushälterin wieder zu Häupten der Tafel, eine flache Schüssel heranziehend, deren schwarzkörniger, mit Citronenschnitten reich garnirter Inhalt über die Art der Ueberraschung nicht länger einen Zweifel lassen konnte.

„Über Turgany,“ murmelte Seidentopf mit liebevollem Vorwurf.

„Keinen vorzeitigen Dank,“ nahm der Justizrath das Wort. „Du ahnst nicht, Freund, die geheime Tücke, die hinter diesen schwarzen Körnern lauert. Allen Tafelparagrapphen zum Troß, die schon jede lebhaftige Debatte von den Freunden des Mahles ausgeschlossen wissen wollen, trage ich den alten Turgany-Seidentopf-Streit an diesen Deinen gastlichen Tisch und entnehme neue Waffen gegen Dich diesem Ueberraschungsgericht, das ich mir, im Vertrauen auf Deine Nachsicht, einzuschleichen erlaubt habe. Ja, Freund, hier ist das Salz der Erde, das einzige, das noch nicht dumm geworden. Diese schwarzen Körner, was sind sie anders, als ein Vortrab aus dem Osten, als eine Avantgarde der großen slavischen Welt. Sendboten von der Wolga her; Kirackan rückt ein in dieses alte Land

Lebens. Ein tiefstimmiges Symbol dieses alles! Schon folgen die Steppenreiter, die dieselbe Heimat haben; erwarten wir sie, bereiten wir unsere Herzen. Es lebe das Salz der neuen Zeit; es lebe die große Slava, die Urmutter unserer wendischen Welt, es lebe Rußland!"

Seidentopf, viel zu liebenswürdig, um nicht für Redereien wie diese ein bereitwilliges Verständnis zu haben, erhob sich sofort. „Ich bitte die Gläser zu füllen,“ begann er, „versteht sich die grünen. Unser Freund hat das Salz unserer Zeit, hat Rußland, hat die asyrachonische Prairie leben lassen. Ich könnte hervorheben, daß optische Täuschungen, riesenmäßige Vergrößerungen zu den charakteristischen Zügen jener Steppengebenden gehören, von denen uns beispielsweise Reisende berichten, daß einfache Haidkrautbüschel das Ansehen stattlicher Bäume gewinnen; aber ich verzichte auf Bemerkungen, die unseren Streit nur schüren könnten. Ich dürfte nicht nach Fehde, sondern nach Versöhnung. Gut denn, es lebe das Wolgaisalz, das erfrischt, aber zugleich durchglüht uns dieser deutsche Wein, der erheitert und erhebt. Zu dem Herben geselle sich das Feuer, zu der Kraft die Begeisterung. So vermähle sich die slavische und germanische Welt. Es ist ein alter Wein noch, der in unseren Gläsern perlt, und die Gläser waren unser, die ihn trugen und reisten. Sie sollen es wieder sein. Möge der Most des nächsten Jahres in deutschen Keltern stehen.“

Die Gläser klangen zusammen, auch die Turgamys und Seidentopfs. Beide Gegner umarmten sich, alles schüttelte sich die Hände, und das Gefühl patriotischer Erhebung wuchs, als, unter Zugrundelegung des 29. Bulletins, die Tischunterhaltung in das Gebiet der Conjecturalpolitik hinüberglitt.

Erst der Schluß der Tafel machte dem Gespräch ein Ende, an dem sich auch die Damen um so lieber betheiligten hatten, als die Abwesenheit eigentlich zuverlässigen Materials es sowohl den reichlich eingestrenten „on dit“, wie nicht minder dem Mangel der Einbildungskraft erlaubten, alles Fehlende aus eigenen Mitteln zu ersetzen. Und auf derartig schwachen Fundamenten aufgeführte Unterhaltungen pflegen meist mehr zu befriedigen, als solche, die durch oft unbedeutsame Thatfachen in ihrem Gange bestimmt werden.

Die Gesellschaft begab sich jetzt aus dem Eßzimmer in die, die Zimmerreihe abschließende Puhstube, die im wesentlichen noch die Einrichtung zeigte, die ihr die vor zehn Jahren, beinahe unmittelbar nach der Feier ihrer silbernen Hochzeit, aus der Zeitlichkeit geschiedene Frau Pastorin Seidentopf gegeben hatte. An der einen Längswand standen ein Sopha und ein Birkenmajerklavier, jenes hochheilig, mit fünf harten großblättrig überzogenen Seegrastkissen, dieses auf schmalen ellenartigen Beinen, deren Dünne nur noch von der feines Tones übertroffen wurde. Dem Sopha gegenüber befand sich der „Zubikäumischrant“, in dem alles ein Unterkommen gesucht und gefunden hatte, was bei Gelegenheit der mit seiner silbernen Hochzeit zusammenfallenden fünfundsiebenzigjährigen Amtsführung unseres Seidentopfs von Geschenken und Huldbigungen dargebracht worden war. Außer dem Kranz und dem Ehrenpokal standen hier: zwei Blumenvasen mit Zittergras, ein Fidißbecher, ein Album, eine Briefmappe, mit zwei großen Perlenarbeiten geschmückt, von denen die eine die Hohen-Vieger Kirche, die andere die Sonnenburger Sirofanstalt darstellte, an der unser Seidentopf einige Jahre lang amtiert hatte. Aus eben dieser Zeit her stammte auch ein kleines, aus Brotkrume geformtes Kreuzifix, das, unscheinbar an sich selbst, in eben so unscheinbarer Umrahmung hart über der Sophallehne hing. Es war die Arbeit eines in Ketten geschlossenen, auf Lebenszeit verurtheilten Sträflings, der einfach um Beschäftigung willen beginnend, unter dem Thun seiner Hände sich zum gläubigen Christen herangebildet hatte. Turgamys pflegte die Bemerkung daran zu knüpfen, daß es ein neuer Beweis sei, wie sich jeder seinen Gott und seinen Glauben schaffe; Seidentopf aber, weil hier sein Innerstes mitspielte, ließ sich in seinen entgegenstehenden Anschauungen nicht beirren, war vielmehr fest überzeugt, daß auch diesem Schächer das Wort erklingen sei: „Noch heute wirst Du mit mir im Paradiese sein“ und pries sich glücklich,

dies Brotkrumenkreuzifix aus den Händen eines gläubig Sterbenden empfangen zu haben. Er sah es für nichts Geringeres als einen Talisman, bezog um christlicher zu sprechen, als einen segenspendenden Hort seines Hauses an.

So war das Zimmer. Tante Schorlemmer nahm Platz auf dem Sopha, die beiden jungen Damen neben ihr, während die Herren um den Tisch herum den Kreis schlossen.

Man spielte nun: „Alles, was fliegen kann, fliege hoch,“ und schritt dann zur Einlösung der Pfänder.

Lewin, der am meisten verschuldet war, hatte „Steine zu farren“, mußte „Brüde haun“ und „Kette machen“, während es dem Dolgelinischen Piarer zusiel, als „polnischer Bettelmann“ sein Glück zu versuchen.

Endlich hieß es: „was soll der thun, dem dies Pfand gehört?“

„Schinken schneiden!“ Es war ein Knäpftuch Marias. Diese erhob sich, trat in die Mitte des Zimmers und begann: „Schneide, schneide Schinken, wen ich lieb hab, werd' ich winken.“ Dabei winkte sie dem Frankfurter Konrektor und bot ihm in voller Unbefangenheit ihren Mund. Othegraven, der sonst Gewalt über sich hatte, fühlte sein Blut bis in die Schläfe steigen. Er küßte ihr die Stirn; dannkehrten beide auf ihre Plätze zurück.

Außer Renaten hatte nur Turgamys die stüchtige Verlegenheit Othegravens bemerkt.

Das letzte einzulösende Pfand, ein Notizbuch, gehörte Renaten, die nunmehr aufgefordert wurde, ein Lied zu singen. Sie war dazu bereit, aber wie immer entstand die Frage: was? Zum Glück lagen auf dem kleinen Birkenmajer-Klavier allerhand Noten aufgeschichtet, unter denen Renate zu suchen begann. Es waren Lieberkompositionen, die, so weit der Text in Betracht kam, mit einer Art von gesellschaftlicher Diplomatie beiden Dichterschulen entnommen waren, die damals in beinahe unmittelbarer Nähe von Hohen-Vieger ihre Geburts-, jedenfalls ihre Pflegestätte hatten. Die eine Schule, vom Lokalstandpunkt aus angesehen, war die Nieder-Barimische, die andere die Lebusische, jene, die derb-realistische, durch Pastor Schmidt von Werneuchen, diese, die aristokratisch-romantische, durch Ludwig Tief und den in Ziebingen ansässigen Mäcenatenkreis der Burgsdorffs und ihrer Freunde vertreten. Zwischen beiden Schulen suchte der Hohen-Vieger Pfarrer, der es überhaupt mit Ausnahme der Semnonen zu keiner entschiedenen Parteinahme bringen konnte, nach Möglichkeit zu vermitteln, hatte abwechselnd Worte der Anerkennung für Werneuchen, Worte der Bewunderung für Ziebingen, und gab dieser seiner Halbheit, die, sobald es sich um kirchliche Fragen handelte, den Spott Mielays und Uhlenhorsts herausforderte, auch auf literarischem Gebiet durch Anschaffung heute des Schmidtschen „Kalenders der Museen und Grazien“, morgen des Tiefschen „Zerbino“ oder „Phantasia“ Ausdruck. Uebrigens stammten die Klaviernoten meist noch aus der Zeit der verstorbenen Frau her, die selbst auf dem Varium gebürtig, zugleich auch minder abwägend als ihr Eheherr, den Werneuchener Poeten um ein wenig bevorzugt hatte.

Renate, nachdem sie hin und her geblättert, wählte schließlich, um dem Suchen ein Ende zu machen, einige Pastor Schmidtsche Strophen, die sich an den Freund aller unglücklich Liebenden richteten „an den Mond“. Der Ueberschrift war die Klammerbemerkung hinzugefügt: „Abends elf Uhr am Fenster“.

So manchen Abend traue' ich hier
In stummer Liebe Leid:
In meiner Schwermuth blickst du dann
Mich freundlich durch die Weiden an,
Daß mich's im Herzen freut.

Wenn doch, wie du, mein Mädchen mild,
Wie du so freundlich wär!
O such' sie, lieber Mondenschein
Und schau' ihr ernst ins Aug hinein
Und mach' das Herz ihr schwer.

Renate, die das Lied in Text wie Composition zu kennen schien, sang es mit großer Sicherheit, aber zugleich auch mit jenem übertriebenen Aufwand von Stimme und Gefühl, wo-

durch der Vortragende auszudrücken wünscht, daß er über der Sache stehe.

Dies war den Zuhörern nicht entgangen, von denen die Mehrzahl dieser ironischen Behandlung des Liebes zuzustimmen schien. Nur Sedentopf trat an das Klavier und sagte: „unser Barnimer Freund scheint vor unserem Lebustischen Fräulein keine

Genade zu finden.“ Renate verneinte, und es entstand nun eine eifrige Debatte, in der für und wider Schmidt von Verneuchen lebhaft Partei genommen wurde.

So verging der Abend des zweiten Weihnachtstages in Hohen-Biez.

(Fortsetzung folgt.)

Panajot Sitow, der Balkanhaiduck.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./VI. 70.

König, der vortreffliche Kenner der Balkanhalbinsel, stellt uns in seinem Werke über Donaubulgarien den Aufstand, welchen ein gewisser Panajot Sitow im Jahre 1867 gegen die Türken unternahm, als eine rein politische Begebenheit dar. Nach ihm kam es jenem Bulgarenführer nur darauf an, die Bulgaren zur Erhebung gegen das Türkenjoch aufzustacheln, allein der Versuch mißlang, und Panajot unterlag den türkischen Soldaten, welche der damalige Gouverneur Donaubulgariens, der jetzt so oft genannte Midhat Pascha, gegen ihn abhandelte.

Der unbefangene Leser, der seine Theilnahme den unterjochten christlichen Völkern der Türkei zuwendet, wird leicht geneigt, nach solchen Darstellungen anzunehmen, daß es sich hier um eine gewöhnliche politisch-revolutionäre Schutzheerhebung handele, wie sie etwa bei uns Schill oder von Dörnberg zur Zeit der französischen Gewalt Herrschaft in Deutschland unternahm. Allein die Dinge liegen im Balkan doch wesentlich anders. Um es kurz zu charakterisieren: Dort vermengen sich gemeines Straßenräubertum und politische Rebellion miteinander zu einem Gemisch, das gewöhnlich als Haiduckentum bezeichnet wird. Diese Erscheinung, welche uns, wenn wir sie genau betrachten, viele Aufschlüsse über die Zustände in dem unglücklichen Lande gibt, das jetzt der Schauplatz des Krieges ist, verdient es, näher betrachtet zu werden. Die Gräueltaten, welche Türken und Bulgaren gegenseitig begingen, bei denen wohl die Rechnung schließlich ausgeht, erscheinen dadurch in einem grellen Lichte, um so mehr, als die Quelle, nach der wir hier berichten, eine durchaus unverfälschte ist, nämlich die Selbstbiographie jenes Panajot Sitow selbst. Georg Rosen, der bekannte Geschichtsschreiber der Türkei und deutsche Konsul in Belgrad, hat sich die Mühe genommen, die Schrift aus dem Bulgarischen zu übersetzen und, mit einem reichen Kommentar versehen, unter dem Titel: „Die Balkanhaiducken“, als Beitrag zur inneren Geschichte des Slaventhums herauszugeben.

Das Wort Haiduck stammt aus dem Magyarischen und bezeichnete ursprünglich die vom ungarischen Adel gegen die Türken bewaffneten Hirten. Im Balkan besteht das Haiduckenentum schon seit vielen Jahrhunderten, und es gibt dort in den türkischen Gegenden türkische, in den bulgarischen bulgarische Haiducken und wenige Familien existieren dort, die nicht in irgend einer Beziehung zum Haiduckenwesen stehen. „Jemand“, sagt sich ein Bulgare, „hat meinen Ochsen gestohlen, und da ich keine Gerechtigkeit finden kann, so will ich hingehen und von jemand anders wieder Ochsen stehlen.“

„Da ich keine Gerechtigkeit finden kann“ — hier liegt der Schwerpunkt. Geht man der Sache geschichtlich auf den Grund, so ist es sicher die türkische Mißwirtschaft, welche jene Zustände hervorrief. Darüber wäre wohl kaum ein Wort zu verlieren. Aber die Folgen wollen wir hier betrachten und zwar an der Hand der Selbstbiographie jenes Panajot Sitow, der von 1858 bis 1868 hindurch den Balkan als Wojwode, Führer einer Haiduckenbande, durchzog und, vielleicht der Einzige seinesgleichen, der zu schreiben versteht, unter dem Titel: „Mein Umherziehen in der Stara-Planina“, 1872 seine Lebensbeschreibung zu Bukarest herausgab.

Panajot wurde 1830 zu Sitwen im Süden des Balkan geboren; sein Vater war ein Mann der Berge, ein Schaf- und Ziegenhirt von mäßigem Vermögen. Als Panajot zwölf Jahre alt geworden, nahm ihn der Vater mit ins Gebirge und dort wurde er mit den Ziegen groß, lernte er eine Flinte tragen und die Männerfreiheit hoch schätzen. Haß gegen die Türken wurde ihm mit der Muttermilch eingesößt, denn sie hatten

seinen Großvater ermordet, und als Knabe noch war er einmal von Türken geraubt worden, die ihn nur gegen 1000 Dukaten Lösegeld seinem Vater zurückgeben wollten. Kurz nur scheint die Hirtenknabenperiode Panajots gewesen zu sein; er kam dann als Lehrling zu einem Krämer in Sitwen. „Doch war dies kein Beruf für mich. Einem an Freiheit gewöhnten Menschen fällt es schwer, an arme Schläder für anderthalb Pfennige Käse zu verkaufen und noch von ihnen Scheltworte zu bekommen.“ Da steckte er die Krämerlei auf und wurde Mehker, verlor aber in drei Jahren die Hälfte seines Kapitals. „Die türkischen Beamten nahmen das Fleisch auf Kredit und bezahlten nie; allein an den Konak (die Präfektur) hatte ich eine Forderung von mehr als 4000 Piafter (666 Mark). Wer Lust hat, der versuche es einmal, in einem Staate Handel zu treiben, der keinerlei Ordnung kennt.“ Als nun nach dem Tode seiner Eltern Panajot in einen Erbschaftsprozess verwickelt wurde, bei welchem der Kadhi ihm zurief: „Still, Du Ghaur! ich will Deine Worte nicht hören, den Galgen hast Du verdient“ — da hatte keine Geduld ein Ende, und Haß gegen die herrschenden Türken, wohl auch mißliche Vermögensumstände, trieben ihn in die Stara-Planina, den Balkan.

Der Haiduck erschien ihm als der glücklichste, weil freieste Mensch. „Mein Herz aber dürstete nach Freiheit, nach Ehre, nach Recht.“ Um an den Türken Rache zu nehmen, gefellte sich zu Panajot sein Schwager, Stojan mit Namen, ferner ein gewisser Georgi Trynkin, ein alter Haiduck und noch eine Schar junger Leute, mit denen sie 1858 den Balkan bis zum Schwarzen Meer durchzogen, ohne jedoch große Resultate zu erzielen.

Anders wurde es schon 1859. Entzückt schildert Panajot die Natur des Balkans, wo die Bände am Tzarsti-Izwor (Kaiserquell) ihr Lager aufgeschlagen hatte. Es war Frühling, die Bäume mit lieblichen grün-weißen Büscheln bedeckt; die Zwetschen, die Keffel, die Birnen blühten, die Luft war rein und frisch. „Dies alles war wohl geeignet, dem Herzen Liebe zum Vaterlande, zu den geliebten Brüdern, ja sogar zu den Unterbrüdern einzusößen. Wahrhaftig, in jener Zeit wäre ich im Stande gewesen, selbst meinen blutigsten Feinden zu verzeihen, wenn nur diese Feinde meinen Brüdern gestattet hätten, so frei und glücklich zu leben und sich an der Natur zu freuen, wie ich es that.“ Allein diese sentimentale Stimmung des Haiducken wich bald, wenn er hinabschaut auf die unter türkischer Steuerlast seufzenden Bulgarendörfer mit durchlöchernten, eingesunkenen Dächern, die dem Bauer „mit abgeplagtem Leibe und bekümmertem Herzen“ keinen Schutz gegen Regen und Schnee gewähren. „Wer sich eine Vorstellung davon machen will“, ruft er aus, „was ein Sklave oder eine Slavkin ist, der braucht nur die bulgarischen Bauern oder Bäuerinnen zu betrachten, wie sie in den Dörfern leben. Wenn dabei das Herz nicht schmilzt vor Bekümmerniß, wer da nicht die Strafe des Himmels herabrufst auf diejenigen, welche die menschliche Natur so herabwürdigen, das Ebenbild Gottes auf die Stufe eines vierfüßigen Thieres drängen und jedes menschliche Gefühl in ihm ertöten, der ist selber kein Mensch.“

Die Bände, solchergestalt aufgestachelt, beschloß daher „mit sündigen Seelen aufzuräumen“, und Türken wie Tischeressen fielen unter ihren Streichen. Als der Winter herannahnte und die meisten Haiducken sich in die Wallachei zurückzogen, beschloß Panajot mit seinem Schwager dennoch in den Schluchten des Balkan auszuharren, wo ihn die bulgarischen Landleute mit Mehl, Käse und Pastyrma (gedörretem Fleische) versahen. „Längere Zeit lebten wir so wie die Waldbären; als aber der Schnee begann und ein eifriger Wind wehte, da wußten wir

nicht, wo wir Zuflucht nehmen sollten," denn die Türken waren hinter den Haiduden her.

In einem verborgenen Dörfchen fanden sie Aufnahme, und keiner verriet sie, ja sie erhielten sogar Verstärkung und führten dabei einige gelungene Streiche aus, welche ihr Treiben charakterisiren. In dem Dorfe Mogila hatte sich ein reicher Tischertesse mit zahlreichem Gefolge niedergelassen, wodurch die Bulgaren verdrängt wurden. „Wollten wir überhaupt hier unserer Aufgabe genügen, so hatten wir rasch und energisch vorzugehen. Noch denselben Abend sattelten wir unsere Pferde, überfielen die Tischertessen in ihrem Lager und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei. Ihr Anführer, der reiche Bey, rettete sich, wenn auch verwundet, mit seinem Sohne durch die Flucht; die übrigen wurden genöthigt, das Dorf zu verlassen und nach Sambol überzujedeln. Ich darf nicht vergessen anzuführen, daß wir dem Tischertessen 2000 Stück Polimperial (Fünfrubelstücke in Gold) abnahmen.“

Der nächste Streich galt dem Kadhi von Sliwen, Ali Effendi mit Namen, welcher vielen Christen Unrecht gethan, viele Wittwen und Waisen beraubt und Groß und Klein in Vämmer veretzt hatte.“ Er sollte aus der Welt befördert werden. Nächtlicherweile versammelten sich nun die Haiduden im stillen Zigeunerquartier Sliwens, rücken vor das Haus des Kadhi, reißen die Mauer ein, dringen in das Paren und knebeln den Mann, seine Frauen und Kinder. „Dann nahmen wir alles, was uns vor Augen kam, Geld, viele Geräte von Silber und Gold und einige Säcken mit Dukaten. Meine Meinung ging nun dahin, daß wir den Kadhi selbst sammt Weibern und Kindern, die ganze Hausgenossenschaft, tödten müßten, weil, wenn wir sie leben ließen, sehr leicht der eine oder andere unserer Kameraden von ihnen erkannt und dem Gerichte angezeigt werden könnte; meine Freunde waren aber von der Zahl derer, die gern verdienen, ohne einen Einsatz zu wagen. Sie waren gewohnt mit Gleichmuth zuzusehen, wenn die Türken unser einen umbrachten, selbst aber einen Türken niederzujedeln hatten sie Angst.“ So ließ man den Kadhi am Leben. Diese beiden, wörtlich nach Panajots Aufzeichnungen mitgetheilten Ueberfälle beweisen aber auf das Schlagendste, wie gemeines Räuberwesen sich in das bulgarische Haidudenthum hineindrängt.

Natürlich wurden die Türken nun aufmerksam und sandten Militär gegen die Haiduden aus, die alle Wochen zwei- oder dreimal Kämpfe zu bestehen hatten. In einem solchen zwischen Tirnowa und Elena — den jetzt so viel genannten Orten — fiel Georg Teyntin, der Wojwode der Bande, die nun an seiner Statt den Panajot zu ihrem Führer erwählte, nachdem „der theure Held“ der Erde übergeben war. Die ganze Gesellschaft bestand aus zwölf Mann, lauter rüstigen jungen Leuten, von denen der Führer selbst schreibt: „In der That war meine Bande, von deren Mitgliedern die Stadt Sliwen und ihre nächste Umgebung das stärkste Contingent geliefert hatte, damals einer Schuur erklesener Perlen zu vergleichen.“ Für den Unterhalt brauchte sie nicht groß zu sorgen, denn die Bulgaren an der Südseite des Balkans unterstützten die Haiduden, in denen sie ihre Rächer gegenüber den Türken sahen, nach Möglichkeit. Einmal kam Panajot in ein Dorf und sprach einen Bauern um etwas Mehl und Käse an, und als er, nachdem sein Sad gefüllt war, dafür bezahlen wollte, wehrte der Bauer ab und sagte: „Du hast es nöthiger als ich; Gott gebe Dir Heil und Gesundheit.“ Andere unterstützten ihn mit Geld, damit er Pulver für seine Leute kaufen könne.

Bald ergaben sich dem neuen Haidudennojwoden Gelegenheiten, bei denen er sein Rächeramt ausüben konnte. Am Maraschastasse hatte die Regierung eine Kolonie Krimtataren auf bulgarischem Gebiete angesiedelt, die sich als Mohammedaner allerlei Uebergriffe gegen die Christen erlaubten. Gegen sie rückte Panajot heran und stellte sie zur Rede; wie sie sich erschrecken könnten, Geldstrafen von den Bulgaren zu erheben. Als nun Streit ausbricht, läßt unser Haidud seine Gewehre sprechen; sechszehn Tataren werden erschossen, zehn verwundet. Ein anderer Fall: Türkische Gendarmen haben die Hochzeitsfeier eines armen Bulgaren überfallen und dabei allerlei

Schändlichkeiten begangen. Auch hier wirft sich Panajot zum Rächer auf. Doch an wem übt er das Wiedervergeltungsrecht? Etwa an dem Gendarmen — nein, an beliebigen anderen Türken; er will „die gesammte Nation“ für die Schandthat einzelner züchtigen. Wie er das machte, erzählt er selbst.

„Es kamen eben einige in der nördlichen Bulgarei ansässige Türken von Karnabad zurück, die sich über das Gebirge in ihre Heimat begeben wollten. Dieselben fielen bis auf den letzten Mann und hinterließen uns 36000 Pfaster (6000 Mark). Ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß wir im Laufe von drei Tagen gegen sechszig des Weges ziehende „Gläubige“ umbrachten.“ Natürlich handelt es sich um Mordthaten, nichtsdestoweniger moralisirt Panajot viel über die Ehrenhaftigkeit seines Berufes und läßt einen alten Haiduden sagen: „Wir sind von Gott gesandt, um die Armut zu beschützen und die Uebelthäter zu züchtigen; deshalb aber müssen wir auch ehrsam sein, gerecht und treu. Die bulgarische Nation hat keinen Kaiser, keinen Gott, keinen Helfer, sie hat nur die Hoffnung auf Gott und auf der Haiduden Heldenarm. Darum muß der Haidud die eigene Ehre hochhalten, damit er die Wittwen und Schutzlosen behüten und trösten könne.“

Diese Mordthaten im großen veranlaßten auch besondere Maßregeln der Türken, und eine allgemeine Haidudenhege brach aus. Die nächste Folge war eine Trennung der Bande, der eine Theil derselben schlug sich unter dem Fahnenträger in die Srednja Gora und wurde vernichtet; der andere Theil, gehegt wie ein Wild, blieb unter Panajot in der Matejska-Planina. Es muß dem Haiduden damals sehr schlimm ergangen sein, denn als ihn ein Freund traf, rief dieser aus: „O Panajot, was bist Du bleich und bekümmert geworden, seit ich Dich zuletzt gesehen! Hat Dir die Kälte das Gesicht verbrannt oder bist Du von den Strapazen angegriffen? Und sage, wo ist Dein Fahnenträger und wo sind Deine Burschen?“

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Die Matejska Planina wurde umstellt, und wohin die Haiduden schauten, sahen sie Menschen durch die Wälder ziehen. Alle Dörfer der Nachbarschaft mußten an dem Treiben theilnehmen, man fand das Lager der Haiduden, die noch warme Blutische, in welcher sie ihr Brot gebacken hatten. Die Vögel selbst aber waren ausgeflogen. „Wie die Schlangen auf dem Bauche kriechend“ waren sie zwischen den Verfolgern durchgetrohen. Dem Führer der Hege aber erging es übel, als er vor dem Paicha in Sliwen erschien mit der Nachricht, daß Panajot entwischt sei. „Wenn die Giauxs Dich an den Bart fassen, schrie der Paicha, da bereite ich ihnen noch Spiegleiter mit Pfeffer und Salz. Was für ein Woluk-Bajshi bist Du, daß Du mit 3000 Mann ein paar Giauxs nicht haßt erwischen können!“ Und damit entließ er den Woluk-Bajshi des Dienstes.

In Bulgarien konnte Panajot fürs erste nicht mehr bleiben; er trat daher über die serbische Grenze, erhielt dort von den Behörden Pässe ausgestellt, und begab sich nach Kragujevac, wo er in verschiedene kleine Konflikte mit der Polizei gerieth und gegen einen Lohn von etwa 32 Mark monatlich reitender Postillon wurde. Zwei und einen halben Monat hielt es Panajot hier aus, „dann war längeres Warten unnütz, und ich mußte wieder hinaus“. Das alte Rauben und Morden beginnt wieder, diesmal zunächst am Lom und in der Widdiner Gegend, wo ein Albanese die Leute zur Zwangsarbeit presste und Kinder am Spieß briet. Er wurde ergriffen und von den Haiduden mit schwerer Kopfwunde auf das Gebirge gebracht. „Auf dem Wege dahin stellten wir ein Verhör mit ihm an, warum er sich gegen die bulgarische Nation vergangen, die ihn doch genährt und gekleidet habe. Es war widerlich zu sehen, wie dieser Bluthund nun vor uns zitterte und uns um Verzeihung bat. In den Taschen und dem Geldbeutel des Unholds fanden wir goldene Arm- und Halsbänder, sowie Frauenringe. Wem gehörten diese Sachen, und wie waren sie in diese Hände gekommen? Uns blieb es ein Geheimniß, denn der Unhold konnte schon keine Auskunft mehr geben. Er wurde zu Allah expedirt.“

Wir können hier nicht alle einzelnen Raub- und Mordzüge Panajots verfolgen und wollen lieber den Zusammenhang

Charakterisieren, in dem derartige Haiducken mit den politischen Führern der Bulgaren, mit den wenigen hervorragenden und gebildeten Elementen dieses Volkes, sowie mit den Führern des Slaventhums überhaupt standen. Da war zunächst Rafowski (jetzt verstorben), der den Haiducken in seiner Zeitschrift „Danawski Lebed“ (der Donauschwan) zurief: „Bulgarische Brüder, tapfere Helden in den Bergen, höret meine Worte! Seid brav, seid zur Hand, seid fröhlich. Bleibt bis St. Peter in euren Alpen und harret der Zeit, der wir alle entgegensehen. Rüstet euch. Unser Vaterland wird bald frei sein. Bereitet euch vor!“ Die Blätter wurden unter den Haiducken vertheilt und zündeten allemal. Auf Serbien, auf Rumänien, auf Rußland setzten die Bulgaren ihre Hoffnungen, und in Bularest waren zahlreiche bulgarische Emigranten thätig, die Panajot aufzusuchen beschloß, als ihm wieder einmal der Boden unter den Füßen zu heiß geworden war. Rafowski empfing den Panajot aufs brüderlichste, und beide beriethen über die Bildung einer Legion, was sie mit der rumänischen Polizei in Konflikt brachte. Sie begaben sich daher zunächst nach Galatz, wo ihnen der russische Konsul rief: „Ziehst nach Rußland, denn in Rumänien gibt es heutzutage weder Ordnung, noch Ehrlichkeit, noch Gerechtigkeit.“ So ergriffen sie denn, damals das politische und militärische Haupt Bulgariens repräsentirend, abermals den Wanderstab, setzten über die Grenze und kamen in das von bulgarischen Mönchen bewohnte St. Cyprianstloster bei Rischenev, wo Panajot blieb, während Rafowski weiter eilte, um in Odessa bei den dortigen reichen Bulgaren Geld für den Aufstand zu holen. Bei dieser Gelegenheit erhalten wir tiefe Einblicke in das Treiben der bulgarischen Emigration, und diese Einblicke sind ebensowenig erfreulich, wie diejenigen in die polnische Emigration. Intriguen, Anschuldigungen, Eifersucht, persönliche Feindschaft der Führer, Anschuldigung des Verraths u. spielen bei den Herren Führern eine große Rolle, und man gewinnt die Ansicht, daß es den Bulgaren schwerlich ohne fremde Hilfe gelungen wäre, das Türkenjoch abzuschütteln.

Nachdem Fürst Karl von Hohenzollern in Rumänien zur Regierung gelangt war, konnten die Bulgaren sich wieder freier in Bularest bewegen. Panajot erhielt dort Geld, rüstete eine neue Bande aus und machte nun seinen Einfall von 1867. Er hatte eine hohe Meinung von sich, denn einmal hielt er an eine Schaar bewaffneter Bauern bei Kasanlyk eine Rede, in welcher es heißt: „Schon ist, wie ich bemerke, in den Konstantinopler Tagesblättern von mir die Rede. Die Hohe Pforte weiß, daß ich längst im Balkan bin, und fürchtet, daß ich einen Aufstand erzeuge. Macht euch darum keine Gedanken, denn die Türken haben allen Muth verloren; sie fürchten sich vor der

Revolution wie vor dem Feuer.“ Diese hochtrabenden Worte wurden aber bald zu Schanden; Panajot mußte vor den Häshern fliehen, wobei er einen seiner Leute, der erkrankt war, niederschleichen ließ, damit er den Türken nicht lebend in die Hände fiel. Eine andere Haiduckenbande unter Totio wurde niedergemacht, und auch Verrath riß ein. Da war Dorticho Effendi, der bulgarische Bischof von Berkowiza, der es mit den Türken hielt und gegen den Panajot die Worte schleudert: „Wie ist es nur möglich gewesen, daß sich bis heutigen Tages noch kein Patriot gefunden, der diesem bulgarischen Türken zur letzten Delung verholten! Oder gibt es unter uns keine Kühnheit, keine Mannesehre, keinen Heldenstimm mehr? Wer dem Dorticho Effendi das Lebenslicht ausbläst, der geht geraden Weges in das Paradies, denn er erlöst sein Volk von den größten Plagen. Es ist noch nicht zu spät.“

Bald war der neue Einfall in die Türkei ausgepielt, und Panajot flüchtete abermals nach Serbien, wo man damals schon den Krieg gegen die Türkei plante, der erst 1876 ausbrechen sollte. In Belgrad wurde eine bulgarische Legion errichtet und einbezogen. „Was die serbische Regierung sich damals gedacht hat,“ schreibt der Haiduck, „weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß diese Regierung sich noch kitzlicher benommen hat, als die zweihundert bulgarischen Jünglinge der Legion.“ Sie war einfach noch nicht fertig oder hatte, was wohl richtiger, von Rußland noch nicht die Erlaubniß zum Losschlagen. Damals hatte Panajot eine Unterredung mit dem serbischen Regenten Blaznowak, der ihm von neuen Aufstandversuchen abrieth; aber der Haiduck warf sich in die Brust und sprach: „Wenigstens mit fünfzig Mann werde ich losgehen.“ Und als ihm der Regent erwiderte, mit fünfzig Leuten mache man eine solche Sache nicht, bramarbasirte Panajot: „Ich brauche nur zu wollen, um sofort 50,000 Mann zu haben.“

Damit schließen die persönlichen Aufzeichnungen des Haiducken. Die 50,000 Bulgaren sind auch jetzt nicht, wo die russischen Armeen ihnen zur Seite gestanden hätten, auf dem Kriegsschauplatz erschienen. Was aus Panajot Hitow geworden, wissen wir nicht. Seine Aufzeichnungen erschienen 1872. Jedemfalls gewähren sie einen tiefen Einblick in die unseligen Verhältnisse Bulgariens und geben uns Aufschlüsse über die Zustände, welche schließlich zum Kriege Serbiens und zu dem Aufstand gegen die Türkei führen mußten. Der Boden war unterwühlt, die ganze Organisation des osmanischen Reiches saul, und zu wünschen bleibt nur, daß die Neugefaltung, welche dort sich anbahnt, Ordnung, Zucht und Gerechtigkeit im Gefolge habe, damit ein schönes und reichgelegnetes Land aus dem Zustande der Halbbarbarei, in dem es sich bis jetzt noch befindet, emporgehoben werde.

Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

Nachdruck verboten
Wfl. v. II. VI. 70.

IV.

Obgleich Preußen für sich den Ruhm in Anspruch nehmen durfte, den revolutionären Aufstand und die republikanische Bewegung nicht minder in der Pfalz und Baden als in Sachsen niedergeschlagen zu haben, so gelang es doch nicht, diese Erfolge für Preußen und dessen deutsche Politik nutzbar zu machen. Man rechnete auf die Dankbarkeit der betreffenden Staaten und Regierungen, welche letzteren selbstverständlich in demselben Maße, als sie sich von ihren inneren Nöthen befreit fühlten, die rauhe Seite ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit nach außen hervorkehrten und ihren Dank nur dadurch bezeugten, daß sie allmählich und im Geheimen das Band zerschnitten, welches sie sehr wider ihren Willen an Preußen geknüpft. Zugleich trat Oesterreich, sowie es ihm gelang des Aufstandes in Italien und Ungarn — des letzteren mit russischer Hilfe — Herr zu werden, um so offener mit seinen Gedanken und Plänen hervor, und ließ insbesondere auch darüber keinen Zweifel, daß die deutschen Mittel- und Kleinstaaten gegenüber einem etwaigen Versuche Preußens, die Erfüllung der geschlossenen Verträge mit Waffengewalt zu erzwingen, unbedingt auf Oesterreichs Hilfe rechnen dürften.

Unter diesen Umständen war der weitere Verlauf und der endliche Abschluß der deutschen Bewegung mit ziemlicher Gewißheit voraus zu sehen. Dreikönigsbündniß, Gothaer Parlament, der bayerische Vorschlag, das Interim, die dazwischen laufenden Zollverhandlungen, das Erfurter Parlament: alles verlief im Sande. Nicht was Preußen, nicht was Oesterreich, nicht was die übrigen deutschen Staaten wollten, nichts von alledem; nur was Rußland wollte, geschah. Kaiser Nikolaus beherrschte die Situation, indem er Preußen durch Oesterreich und die Mittelstaaten, Oesterreich durch die Mittelstaaten und Preußen und die Mittelstaaten durch Oesterreich und Preußen überstimme. Hieran vermochten auch die wiederholten Entreeuen mit dem Kaiser von Rußland in Warschau nichts zu ändern, weder die erste, wo von preussischer Seite der Prinz von Preußen erschien, noch die zweite, welche durch den Grafen Brandenburg beschiedt wurde. Oesterreich, welches einer Zustimmung Rußlands sicher war, berief des preussischen Protektes ungeachtet zuerst das Plenum des Bundesstages und demnächst unter dem 2. September den alten echten Bundestag, welcher letztere auch alsbald Preußen durch die Aufforderung, seine Truppen aus Kurhessen zu ziehen und seinen engeren Bund,

insbesondere die abgeschlossenen Militärkonventionen rückgängig zu machen, vor die Alternative stellte, sich entweder dem Bundestage zu unterwerfen oder an die Entscheidung der Waffen zu appellieren. In dieser Krisis wurde Herr v. Radowiz, welcher bis dahin die deutsche Politik Preußens als Regisseur hinter den Coulissen dirigiert hatte, unter dem 26. September zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und damit gezwungen, nunmehr selbst auf der politischen Bühne zu erscheinen und die Probe auf das Exempel seines politischen Kalküls zu machen. Wie wenig befriedigend dieser Versuch ansah, ist bekannt. Man beharrte auch jetzt noch bei halben Maßregeln, indem man nur einen kleinen Theil der Armee mobil machte, ein Truppencorps in Westfalen zusammenzog und durch ein Armeecorps unter dem Grafen Gröben die Etappenstrahlen in Kurhessen besetzen ließ. Dem Ernst der Situation gegenüber war dies kaum ein Kriegsspiel zu nennen und verfehlte deshalb auch des beabsichtigten Eindrucks, den Gegnern Preußens zu imponiren in dem Maße, daß man überall einem unverhehlten Hohne begegnete und Rußland bereits seinen casus belli in der kirchensächsischen Frage formulirte. Dies kam besonders auf der zweiten Konferenz in Warschau am 15. October, wo außer dem Grafen Brandenburg auch der Kaiser von Oesterreich erschienen war, auf die stärkste Art zum Ausdruck. Der Kaiser Nikolaus beschränkte seine, das gewöhnliche diplomatische Maß weit überschreitenden Vorwürfe keineswegs auf die Personen der leitenden preussischen Minister, so daß der Graf Brandenburg auf das tiefste niedergebengt und zum Tode erschöpft nach Berlin zurückkehrte, wo er bald darauf, nachdem er noch die Contreordre an den Grafen Gröben vollzogen hatte, an den Folgen dieser Entreeve verschied.

Mit dem Scheitern dieses letzten Versuches war natürlich auch die Rolle des Herrn von Radowiz zu Ende und zugleich der Beweis geführt, daß das Mithingen des deutschen Verfassungswertes seinen Grund nicht in der Unfähigkeit oder Boswilligkeit des preussischen Ministeriums, sondern vielmehr darin gehabt habe, daß die intellektuellen Urheber jener nunmehr zu Grabe getragenen Politik politische Algebra mit fiktiven Größen getrieben und die Kaiser von Rußland und Oesterreich mit und an dem Maßstabe eines deutschen Professors gemessen hatten. Inzwischen war auch das auf etwa hundert Mitglieder zusammengeschmolzene deutsche Kumpfparlament in Stuttgart, wohin dasselbe unter Leitung des Herrn Löwe-Calle übersiedelt war, und wo es — wie man damals spottweise bemerkte — den Kölner Cigarrenhändler Franz Raveaux unter dem Namen Cigaro der Erde auf den erledigten Kaiserthron setzen sollte, seitens des württembergischen Märzministeriums (Römer-Duvernoy) durch bewaffnete Leibtrugende zu Grabe geleitet und hatte sich in alle Winde zerstreut. Wer bis zum Ende aushielt, war allein der alte sähe Reichsoberkammerherr Johann, der ohne Rücksicht auf wiederholte Aufforderung sich zu entfernen, sein Amt gehorsam so lange kontervirte, bis er dasselbe in die Hände eines neuen österreichischen Bundespräsidialgeandten niederlegen konnte.

Herr von Manteuffel, welcher sofort an die Stelle des Grafen Brandenburg trat, verfügte am 6. November, um sich nicht überraschen zu lassen und wenigstens mit Anstand verhandeln zu können, eine allgemeine Mobilmachung der preussischen Armee, ließ aber den Grafen Gröben vor der an der böhmischen Grenze angesammelten österreichischen Armee langsam aus Kurhessen zurück gehen, so daß es nur noch bei Bronzell zu einem ziemlich unblutigen Rencontre kam. Gleichzeitig wurden die Verhandlungen fortgesetzt und um die Sache möglichst schnell abzumachen, begab sich Herr von Manteuffel selbst nach Olmütz, wo er am 29., unter Zuziehung des russischen Gesandten von Meyendorff, mit dem Fürsten Schwarzenberg tagte. Hier entsagte Preußen der Union, dem deutschen Parlament, dem Schutze der kirchensächsischen Verfassung, erkannte den Bundestag an, fügte sich in eine von diesem anzuordnende Pazifizierung Polsteins und behielt sich vor, auf einer demnächst von allen Bundesfürsten zu beschickenden Konferenz in Dresden alle noch verbliebenen Meinungsverchiedenheiten auszugleichen. Obgleich die Konferenz in Dresden mehrere Monate tagte, führte inbe-

auch diese zu keinem Resultat, indem namentlich die beiden Hauptgegenstände der Verhandlung, nämlich die seitens der beiden deutschen Großmächte beabsichtigte dualistische Pazifizierung des Bundestages, sowie der österreichischerseits verlangte Eintritt seines Gesamtstaates in den deutschen Bund an dem Widerpruche Rußlands scheiterten. Am 15. Mai 1851 schloß die Konferenz in Dresden, am 30. Mai wurde der alte Bundestag rekonstruirt und Herr von Nothow als preussischer Gesandter eingeführt, welchem bald darauf Herr von Bismarck als Ablatus beigegeben wurde. So endigte die deutsche Märzbeziehung gewissermaßen mit einem russischen Mas, indem man durch die eine und untheilbare Republik der Demokraten, das neue Kaiserthum der Liberalen und die verschiedenen Projekte der deutschen Fürsten von Rußland gezwungen einfach zum alten Bunde zurückkehrte.

Als Abschluß empfing der Kaiser Nikolaus in Warschau den Besuch des Königs von Preußen und kam sodann in Olmütz mit dem Kaiser von Oesterreich zusammen, so daß der alte Bund der drei nordischen Mächte wieder hergestellt zu sein schien.

Glücklicher Weise fehlte es indessen schon damals in Preußen nicht an Männern, welche jenes Abkommen von Olmütz, obgleich sie es unter den damaligen Verhältnissen für unvermeidlich hielten, dennoch mit ähnlichen Gefühlen abschlossen und annahmen, wie weiland der große Kurfürst den demüthigenden Frieden mit dem König Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich. Was man von dieser Seite dem Herrn von Manteuffel zum Vorwurf gemacht, war deshalb auch nicht das Abkommen von Olmütz an sich, sondern vielmehr der spätere Quietismus in der deutschen Frage, sowie der Mangel einer höheren politischen Konzeption, um die Stellung der europäischen Großmächte in einer Weise zu verändern, daß Preußen demnächst seine Revanche nehmen könne und bei einem neuen deutschen Einigungsversuche die Chance des Gelingens für sich gewinne. Die liberalen Gegner des Herrn von Manteuffel haben es beklammert umgekehrt gemacht, sie haben denselben wegen des Olmützer Abkommens mit allen nur möglichen Schwähungen überhäuft und haben demnächst ihm und seinem Amtsnachfolger die erdenklichsten Schwierigkeiten bereitet, die bis dahin unübersteiglichen Hindernisse der deutschen Politik Preußens aus dem Wege zu räumen.

Hierbei mag schon heute darauf hingewiesen werden, daß das diplomatische und staatsmännische Verdienst des Herrn von Bismarck selbstverständlich nicht darin besteht, daß die preussische Armee durch den Grafen Moltke bei Königgrätz und demnächst bei Gravelotte, Sedan und Paris zum Siege geführt worden ist, sondern daß er den Weg gefunden und geebnet, daß jene Schlachten geschlagen werden konnten und geschlagen wurden, und daß er es insbesondere verstanden hat, zu Rußland in ein Verhältnis zu treten, welches den alten Widerpruch dieses Reiches gegen die Einheit Deutschlands in freundliche Konnivenz verwandelte und dadurch der deutschen Uneinigkeit den Rückhalt entzog, welcher die Widerstrebenden bis dahin stark gemacht.

Soweit gelangt, dürfte es an der Stelle sein, einige der interessanteren Details nachzuholen, an denen ich bisher, um die Darstellung nicht zu unterbrechen, vorbei gegangen bin. Das Erste, was sich hierbei darbietet, ist die Reihenfolge der wechselnden Ministerien und Minister, vom Grafen Arnim bis zum Grafen Brandenburg. Hinter dem Grafen Arnim zunächst Herr Camphausen, dessen Charakteristik ich bereits gegeben und der ich nur noch hinzuzufügen habe, daß selbiger als preussischer Gesandter in Frankfurt a. M. manches von dem wieder gut gemacht hat, was er in Berlin verlor.

Dem Herrn Camphausen folgte das Ministerium Auerswald-Hansemann, Firma: Auerswald, Geschäftsführer: Hansemann. Sein erster Schritt war die „Anerkennung der Revolution“, ein Schritt, mit dem es, wenngleich vergeblich, hoffte, das Vertrauen der Nationalversammlung pränumerando zu gewinnen. Indes die Todten reiten schnell und so wurde denn auch der Eintritt dieses höchst liberalen Ministeriums schon damals von dem fortgeschritteneren Theile in ziemlich abfälliger Weise begrüßt. Insbesondere mit Bezug auf den Herrn

Hanfemann bemerkte ein damals vielfach Aufsehen machendes Flugblatt: „Wie? Herr Hanfemann? Ein Mann, welcher das Vertrauen, wenn er es je befaßen, längst wieder verloren hat? Herr Hanfemann ist es, welcher die Nationalversammlung durch Schlaueit für seine unlaunteren Zwecke zu stimmen suchte; er ist es, welcher am liebsten Achttausendthaler Männer in die erste Kammer bringen und den Geldsäden, der reichen Bourgeoisie, die Herrschaft über das Land sichern möchte. Wenn dieser Mann seine ehrgeizigen Pläne durchführt, wenn er wirklich den Präsidentenstuhl, nach welchem er schon seit Wochen sehnsüchtig geschmachtet hat, erreicht, was haben wir da gewonnen? Nichts, gar nichts, wir sind dann aus dem Regen in die Traufe gekommen.“

Vervollständigt wurde dies neue Ministerium durch die Namen Kühlwetter, Märker, Robbertus, Gierke, Milde, Schreckenstein, von denen indeß der letztere sich lediglich als Fachminister betrachtete und mit den politischen Theorien seiner Kollegen unverbunden blieb. Von diesen hatte Herr Milde, der Nachfolger des Herrn von Patow, weiter keine hervorragenden Eigen-

Zuhaber des landwirthschaftlichen Ministeriums und als solcher „Kurator der gesunden Dchsen“, befaß die diplomatische Kunst des Schweigens in einem Grade, daß viele ihn anfangs für taubstumm hielten. Er hatte das Glück, in der Nationalversammlung fünfzehn Leute zu finden, die von der Politik noch weniger verstanden als er und die ihn deshalb zu ihrem Fraktionschef wählten, eine Auszeichnung, welche den „Ministermacher“ Hanfemann, der seine Kollegen nach Adam Riese aussuchte, bestimmte, den Disponenten über sechszehn Stimmen in sein politisches Comptoir aufzunehmen.

Der bedeutendste des gesammten Ministeriums war un- zweifelhaft Robbertus, wemgleich dieser damals sich des Ver- thums schuldig machte, sich mit Männern zu assoziiren, welche er prinzipiell als seine Gegner betrachten mußte, und sich über den Mangel der realen Vorderzüge zur Erreichung seiner Zwecke sowie auch darüber zu täuschen, daß die soziale Frage in keinem Falle durch eine schwache Regierung ihrer Lösung näher geführt werden könne.

Selbstverständlich war auch diesem Ministerium nur ein



Tübingen im 17. Jahrhundert. Nach einem Stiche aus Merians Städtewerk.

schaften, als daß er sich durch seine Stimme einigermaßen dazu qualifizirte, als Parlamentsbahn das Morgenroth der Revolution anzukündigen. Herr Kühlwetter als Minister des Innern er fand damals den „Constabler“, unstreitig das beste Erzeugniß der revolutionären Industrie, und sprach das geflügelte Wort, daß „die Freiheit theuer sei“. Dessen ungeachtet wollte es ihm nicht gelingen, Ruhe und Ordnung auf den Straßen herzustellen, vielmehr mußte er die trübe Erfahrung machen, daß selbst auf einer Soirée des Herrn von Auerwald, an welcher Gesandte der auswärtigen Mächte theilnahmen und wo man soeben das Glück und den Frieden eines konstitutionellen Staatsweßens geschildert hatte, das souveräne Volk sein Vertrauensvotum in Form von Pflastersteinen durch die Fenster warf und seine Wohlthäter zwang, sich weiteren Liebesbeweisen durch die Hintertüre zu entziehen. Man begleitete dies damals in der Berliner Presse mit einer ärztlichen Untersuchung der „Frage über den Einfluß eines Ministerportefeuilles auf einen sonst gesunden Menschenverstand“.

Der Justizminister Herr Märker war ein in seinem Fache ganz tüchtiger, wenn auch nicht hervorragender Jurist, seine politische Stellung und Haltung jedoch, nach der bekannten Erfahrung, durch schlechten Umgang verdorben. Herr Gierke,

kurzer Lebenslauf beschieden, wemgleich man dem Herrn Hanfemann das Zeugniß nicht verlagern kann, daß er sich mit gewandten Arbeitern zu umgeben wußte und für sich speziell ein Privatbureau aus den Hauptzweigen der Verwaltung gebildet hatte, in dem sehr befähigte Leute, unter anderen der verstorbene Geheime Rath Wehrmann und der jetzige Minister des Innern, Graf Eulenburg, beschäftigt waren. Ingleich war Herr Hanfemann ein jovialer Herr, der, um mit Falstaffs Kellner zu reden, den „tiefsten Ton der Leutseligkeit“ anschlug und die ministerielle Etikette selbst in den Sitzungen auf Hemdsärmel ermäßigt hatte.

Nach dem Abscheiden dieses Ministeriums begegnete man zum ersten Male in Preußen der verschämten Hausezcellenz und es bedurfte einer längeren Zeit, um diese ansteckende Krankheit des Märzministers ohne schädliche Folgen zu heilen.

Von dem demnächst folgenden Ministerium Puel ist nicht mehr viel zu jagen. Der Ministerpräsident selbst war ein sehr gewandter Schwimmer, doch hatte er Wind und Strömung nicht richtig taxirt und es fehlte nicht viel, daß ihn das souveräne Volk zum Ritter geschlagen hätte. Schwerlich hat es in Preußen jemals ein Ministerium gegeben, welches den ihm beigelegten Namen „Ministerium der That“ weniger verdiente als dieses.

Der alte Merian.

Von D. W. Herbst.

Nachdruck verboten.
Gel. v. 11. VI. 70.

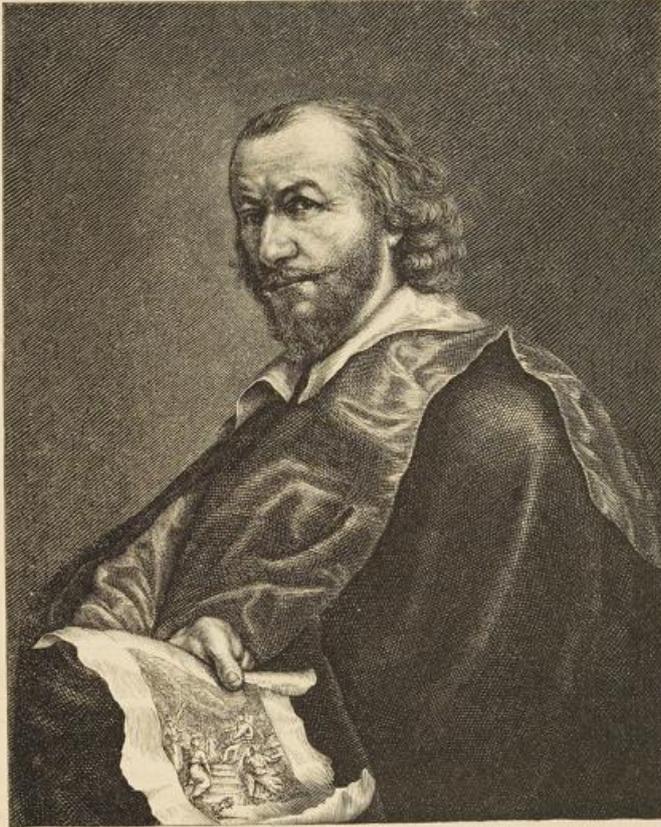
Wenn das Dabeim das Andenken an die Topographie, das ist das große Städtewerk des alten Mathäus Merian erneuert, so übt es nur einen Akt natürlicher Pietät. Denn es feiert den Ahnherrn seiner eigenen Bestrebungen, die in enger Verbindung von Wort und Bild die größtmögliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit zum Ziele haben. M. Merian aber ist der größte Illustrator seiner Zeit auf deutschem Boden. Wer in einer öffentlichen Bibliothek an der stattlichen Reihe der Folio-bände des großen topographischen Wertes vorübergeht, die nach dem Brauch jener Zeit sich oft in Ganzfranz mit reichem Goldschmuck gekleidet haben, der kann, wenn er ihn nicht schon besah, einigen Respekt vor der literarischen Zeugungskraft und Energie unserer Altvordern bekommen. Seitdem — wie manches illustrierte Städtewerk haben wir von vaterländischen Künstlern erhalten, keines hat dieses vor mehr denn zwei Jahrhunderten entstandene an Grobheit der Anlage erreicht, geschweige übertroffen. Und jetzt — wie fortgeschrittene Mittel derervielfältigung besitzen wir gegen damals, wo es weder Lithographie noch Photographie gab und wo der Holzschnitt, der jetzt wieder herrschende, bereits von seiner Höhe herabgestiegen und für Werke von vornehmeren Ansprüchen außer Anwendung gekommen war. Der mühsame Kupferstich blieb allein für solche Kunstwerke übrig.

Der Bücher waren in jenen Zeiten weniger, aber die Unternehmungslust bei unzerplitterten Kräften ist, zumal bei Geschichtswerken, oft um so fähiger und wagender. Noch heute zieht dies Prachtwerk, und zwar aus einem zweiseitigen Interesse, dem künstlerischen wie dem geschichtlichen, das Auge mit Recht auf sich. Der Verfasser dieses Aufsatzes erinnert sich selbst noch wohl und gern, wie oft er, der Sohn einer alten Reichstadt, schon als Knabe in diesen Bänden geblättert, und wie ihn daraus das Leben deutscher Vergangenheit angeheimelt; wie er geschichtlichen Sinn auch daraus gezogen hat. Wir werden bald sehen, wie ein Hauch der Romantik um so fühlbarer auf diesem Werke ruht, weil es so viel zerstörtes Leben unserer vaterländischen Städte im Bilde festhält.

Allein über dem Werke wollen wir den Meister nicht ganz

vergessen, vielmehr zuvor seiner in Ehren gedenken, ehe wir seine Hauptschöpfung etwas genauer betrachten.

Die Familie Merian ist eine alte Baseler Patrizierfamilie, die bis in unsere Tage in dieser unter allen Schweizerstädten am meisten deutschen Stadt durch Wohlstand und Bildung fortblüht. Mathäus Merian ist dort 1593 geboren. Sein Vater Walter Merian, Rathsherr zu Basel, gab dem unverkennbaren Kunsttrieb seines Sohnes nach und schickte den Sechzehnjährigen nach Zürich zu Dietrich Meyer, einem bedeutenden Meister im Radiren. Vier Jahre später wurde der kunstverständige Jüngling nach Nancy berufen, um ein Blatt zu äßen, das den Leichenzug des eben verstorbenen Herzogs Heinrich II von Lothringen darstellte. In Paris setzte er seine Studien in enger Gemeinschaft mit dem Kupferstecher Gallot fort. In seine Vaterstadt heimgekehrt, rüstete er sich zu einer Kunstreise nach Italien, fand aber die Graubündner Pässe der Pest wegen veripert. So hat der Meister das gelobte Land der Kunst und der Künstler nie mit Augen gesehen. Der Theil der Topographie, der Italien behandelt, ist erst 38 Jahre nach seinem Tode ans Licht getreten. Er fand Ersatz für dieses Opfer in dem bald darauf geschlossenen Eheband mit der schönen Tochter des Meisters und Kunst-



Matthäus Merian. Nach einem alten Kupferstich.

händlers Theodor de Bry zu Oppenheim.

Nach kurzem Aufenthalt in dieser Stadt und zu Basel ließ er sich dauernd in Frankfurt a. M. nieder, in diesem damaligen Hauptsitz des Buchhandels, die eigene Kunstthätigkeit mit dem Kunstgeschäft im größten Maßstabe verbindend. Ein äußerst fruchtbares Schaffen füllte das Leben des Künstlers, der auch menschlich und bürgerlich als ein Muster deutschen Fleißes, tüchtiger Gesinnung unter seinen Mitbürgern dastand. Mit besonderer Vorliebe hing er an den Bädern von Schwalbach, wo er manchmal Heilung gesucht hatte, die er auch durch ein großes Blatt seiner Topographie mit reicher Staffage verewigt hat. Dort fand er auch sein Ende. Seine sterblichen Reste wurden auf dem St. Peterskirchhofe in Frankfurt bestattet.

M. Merian wurde der Stammvater eines ganzen Künstlergeschlechts, das bis in die dritte Generation hinabreichte. Hier

beschäftigt uns von den zahlreichen Kunsthöpfungen des Meisters, der z. B. auch an den ersten Theilen des „Theatrum Europaeum“ mitgearbeitet und ein Bibelwerk sowie einen Todentanz radirt hat, nur seine große Topographie. Solche Werke reichen über die Kräfte und Dauer eines Menschenlebens weit hinaus. Obwohl der Meister vor der Vollendung dieses Meilenwerkes hinsarb, steht das Geleistete, vollends mit dem Maßstab jener Zeiten gemessen, doch als ein staunenswerthes Fragment da.

Zuerst von den Bildern, dann ein Wort über den Text. Bei dem Urtheil über die ersteren muß man von vornherein Kritik üben, d. h. die Arbeiten des Meisters von denen seiner Gehilfen scheiden. Denn unter Merians Namen und so auch in seiner Topographie läuft eine Menge ungleich schwächerer Stiche mit, fabrikartige Erzeugnisse namenloser Mitarbeiter. Auch liegen nicht allen Stichen der Topographie Originalaufnahmen zu Grunde; viele Blätter sind nur schablonenhafte Nachbildungen schon vorhandener Ansichten. Merians echten Arbeiten ist vor allen das treffliche Verhältniß von Licht und Schatten, die keine Kenntniß und Beobachtung der Perspektive, insbesondere auch die Neigung eigenthümlich, die Mittel- und Hintergründe seiner Städteansichten weiter hinauszuführen, oft bis zu meilenweit entfernten Horizonten, mitunter hart an die Grenze des künstlerisch Möglichen und Erlaubten. Seine Stiche haben dabei einen eben so markigen wie warmen und anziehenden Vortrag ohne die unbeholfenen Härten der meisten seiner Vorgänger. Aber neben dieses artistische Interesse stellt sich sofort das geschichtliche. Daß ich es mit einem Worte sage: viele Bilder deutscher Städte, vielleicht die meisten, sind vor und während des großen Zerstörungsprozesses des dreißigjährigen Krieges entstanden. Allerdings hat Merian auch außerdeutsche Länder behandelt, so namentlich das von ihm durchwanderte Frankreich in dreizehn Theilen; aber uns fesseln doch vor allem die Bilder aus dem Reiche. Auch ist nicht zu vergessen, daß die Schweiz und die Niederlande damals noch Glieder des Reiches waren, und es darf uns nicht befremden, wenn wir dem glänzenden Bilde Amsterdams — damals, nach Antwerpens Sinken, dem ersten Seehandelsplatz des Welttheils — in dem Bande Niederdeutschland begegnen. Wie vor Thorischluß geht noch einmal die ganze Galerie altdeutscher Städtebilder an uns vorüber. Zahlreiche Dörfer, die in dem Vanterott dieses furchtbaren aller Kriege auf immer unterjauken, sehen wir noch in der Umgebung unserer Städte liegen. Aber auch diese selbst — wie stehen sie noch da im unzerstörten alten Schmut ihrer Kirchen, ihrer Thürme, ihrer Befestigungen! Sofort fällt im Unterschiede unserer heutigen offenen und heiteren Städte, wo sich Vorstädte und Landhäuser oft unmerklich in die nächsten Dörfer hinüberziehen, der streng geschlossene und abgeglichene Charakter damaliger Städte und Städtchen auf. Es sind die sprechenden Bilder einer kriegerischen Zeit, stets lauernder Unsicherheit. Wie der Panzer den Mann, so decken die Bollwerke von Mauern, Thürmen, Wall und Graben die Städte. Dies drückt ihnen einen kriegerischen zugleich und malerischen Charakter auf. So zählen wir auf dem Bilde von Osnabrück, einer nicht gar bedeutenden Stadt, nicht weniger als zweieundvierzig Thürme; auf dem Bilde von Breslau sind sie kaum zu zählen. Wie sind unsere heutigen Städte doch dieses stattlichen Schmuckes entkleidet und dadurch kahler und flacher geworden! Auch die Brücken tragen noch ihre Thürme; auf den Vorhöfen der Reichsstädte stehen, ein Luginsland, die Warten. Auf den Bastionen liegen dräuend die schweren Geschütze. Selten fehlt der Galgen, und stets thront das Hochgericht auf bevorzugter Stätte, meist auf Höhen, aber auch, wie in Linbau, auf einer Insel des Sees, wo der zu Nichtende noch einmal alle Herrlichkeit einer schönen Welt vor sich hatte. Noch zieht sich dichter Wald oft nahe an die Stadthore, wo jetzt hell und licht die Klirrliegt. Dagegen drängt sich mitten in die Städte der Ackerbau. Gärten und Felder, in Köln sogar langgedehnte Weinberge, gewahren wir nicht selten verwundert innerhalb der Mauern. Auch für eine charakteristische, orts- und zeitgemäße Staffaee hat der alte Merian Sorge getragen. Da sitzen an dem römischen Eichelstein in Mainz Soldaten, echte Typen des dreißigjährigen Krieges, wärtsend vor einer Trommel; sechs-spännigen

fürstlichen Kutschen mit Vorreitern und Läufern und der Meute von Jagdhunden begegnen wir auf den Wäldern von Darmstadt und Dillenburg. Frankfurt, die blühende Handelsstadt, charakterisirt sich durch die am Mainufer aufgestapelten Fässer und Waarenballen. Ja, hier und da läßt uns der Bildner einen Blick in das Innere deutscher Patrizierhäuser mit hohem Giebelbau oder im schmucken Renaissancestil thun. So in der „Facia des Herrn Joseph Furtenbachs Hauses“ in der alten Reichsstadt Ulm, wo wir zu unserer Freude im vierten Stod des Hauses auch eine „Bücher-, Küst- und Kunst-Cammer“ treffen.

Einzelne Städtebilder als besonders gelungen und fesselnd hervorzuheben, ist bei der großen Anzahl schwer. Am glänzenden von allen stellt sich das imposante Panorama der kirchen-, thurm- und schloßreichen böhmischen Hauptstadt dar, vollends damals ohne Gleichen im Reich an Pracht und landschaftlicher Schönheit. Das Bild ist etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß lang und ein Jahr nach dem westfälischen Friedensschluß aufgenommen.

Wie nahe liegt es, diese historische Landschaft zu beleben durch Erinnerungen aus jener Zeit! Die Unglücksnacht am weißen Berge und ebenso wieder die letzte des ganzen Krieges haben jene Höhen zum Schauplay. Dort liegt das Waldheimische Schloß, in welchem der grollende Feldherr nach seinem Rücktritt seine Stunde abgewartet hat. Die stolze Burg des Radtschin erinnert an den Beginn der böhmischen Rebellion und den Fenstersturz der Martinij und Sawata. Hier ist allenfalls geschichtlich gefättigter Boden. Und stellen wir, wie durch eine nahe liegende Ideenverbindung, neben Prag die Bilder von Heidelberg. Merian hat die unvergleichliche Neckarstadt, an der auch er mit besonderer Vorliebe hing, in sechs „Contrasturen“ verherlicht. Selbst das seltsame Wunder des Nierenfasses fehlt nicht. Noch sehen wir das Heidelberger Schloß, das jetzt die schönste deutsche Ruine ist, unverlegt als das schönste Fürstenthans des Vaterlandes inmitten seiner Prachtgärten, thronend über der langgestreckten Stadt, mit dem Blick in die Fernen des Rheinthals. Auch diese Landschaft lebt uns im Lichte der Zeit. Von hier war der Pfälzer Friedrich V, der tragische „Winterkönig“, und seine schöne Gemahlin Elisabeth Stuart, „die Königin der Herzen“, nach Prag ausgezogen, und mit ihnen „zog die Pfalz nach Böhmen“. Das Schloß steht vor uns, just wie das junge verblendete Fürstenpaar es verlassen — der Zeuge ihres fröhlichen lachenden Hofhaltes.

Interessant ist ein Vergleich des damaligen Berlin mit dem heutigen. In jenem Bilde erkennt freilich niemand das neue wieder. Dorfartig, ohne Mauern liegt sie da, die jetzige Reichshauptstadt, nicht bloß überragt, sondern fast erdrückt von dem fürstlichen Schloße, das von dem gegenwärtigen königlichen freilich himmelweit verschieden war. Mit dem Spreespreer schneiden die beiden Städte Berlin und Köln an der Spree ab. Nirgends hatte aber auch so verheerend wie in den Marken der Krieg getobt.

Aus zwei Elementen, Bild und Wort, besteht das Merianische Werk. Das erstere tritt so stark hervor, daß z. B. in dem Theil, der Westfalen umfaßt, auf 94 Seiten Text 86 Städtebilder, Pläne und Karten kommen. Unter den Städteplänen erinnern einzelne ganz unmittelbar an die Kriegszeit. So sind z. B. Höxter und Paderborn mitten in der Belagerung durch die Schweden dargestellt. Man sieht die Stellungen des angreifenden Feindes, die Fluglinie der Geschütze etc.

So sehr der Text gegen die Illustrationen zurücktritt, es gebührt ihm doch ein kurzes Schlusswort. Derselbe stellt sich die Aufgabe, nicht bloß die illustrierten Städte zu besprechen, sondern er führt in alphabetischer Ordnung auch kleinere und kleinste Orte auf. Zu Grunde legt Merian die Kreisordnung des Reiches durch Maximilian I, dieses freilich lockere und lose Band, das aber doch den zahllosen, oft so winzigen Territorien ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit größeren Theilen des Reiches gab. In den zehn Reichskreisen traten dann noch die Gebiete des Reiches, welche von jener Theilung ausgenommen waren.

Als Beispiel der Betitelung der einzelnen Theile mag die des westfälischen Kreises dienen. Der Band führt die Aufschrift: „Topographia Westphaliae. Das ist: Beschreibung der Vor-

nembsten und bekantisten Städte und Pläg im Hochlöbl. Westphälischen Graifse, an tag gegeben, von Matthäo Merian."

Der Text hat keinen eigentlich wissenschaftlichen Werth. Es fehlt ganz im Stil der Zeit an jeder Kritik. Sage und Geschichte werden wild und wirr durcheinander gewürfelt, jede Fabel über den Ursprung und die Anfänge einzelner Städte treuherzig berichtet, nach Art alter Städtechroniken wird von Feuersbrünsten, Wassersnoth und Seuchen mit dem gleichen Antheil erzählt wie von politischen Vorgängen. Gleichwohl findet sich unter dem reich aufgeschichteten Material manches gute Korn. Die Quellen werden fleißig citirt, besonders wimmelt das Werk von lateinischen Epigrammen, oft recht schönen und charakteristischen zu Ehren bedeutender Städte! Vor allem aber ist das Werk eine Fundgrube zur Kunde der damals gegenwärtigen Zustände der geschichteten Städte. Freilich eine Statistik im

heutigen Sinne, diese für uns so wichtige und wesentliche Wissenschaft, kannte jene Zeit noch nicht. So erfahren wir nichts von der Volkszahl der Städte und Landschaften, Angaben, die gerade für die kritische Zeit des großen Krieges so werthvoll gewesen wären. Aber die Beschreibung der Schlösser, der Sammlungen (z. B. der landgräflich heffischen in Cassel), der fürstlichen Prachtgärten geht oft ins kleinste Detail.

Sehr lehrreich wäre eine vergleichende Gegenüberstellung einzelner Städtebilder nach Merian und in deren gegenwärtiger Gestalt. Bei mancher würden wir mit Augen sehen, wie man es „so herrlich weit gebracht“; aber auch das Verlorene, Untergegangene und Unwiederbringliche träte recht lebhaft vor unsern Blick. Es lebt nur der recht in der Gegenwart, der auch rückwärts in der Vergangenheit und Geschichte seines Volkes lebt.

Am Familientische.

Ein vaterländisches Prachtwerk.

(Zu dem Bilde auf S. 285.)

In Tirol liegt das Defereggenthal und nach demselben führt sicherlich F. Defregger seinen Namen. Er ist ein Tiroler Kind, aber am Himmel der Münchener Kunst einer der ersten Sterne. Aufgewachsen in den heimischen Bergen kennt er deren Menschen so genau wie feiner; was andere Maler erst durch Studien sich aneignen müssen, das sitzt von vornherein in seinem Kopfe; er hat die prächtvollen Scenen aus dem Tiroler Bauernleben alle erlebt, und es ist der kleinste Zug in demselben auch wahr. Darin liegt, neben der meisterhaften Charakterisirung und der immer schönen und gefälligen Komposition ein Hauptvortzug Defreggers. Man sehe nur den Gansbräuer an. Es ist wirklich ein Familienereigniß, daß Hektor die Gans todt gefilcht, und die einzelnen Familienglieder sehen die Sache mit gemischten Gefühlen an. Bauer und Bäuerin verzichten ungern auf die paar Gulden, die sie für die Gans gelöst haben würden; die Kinder aber sind vergnügt in Voraussicht des Bratens.

Das hübsche Bild, das wir heute mittheilen, ist einem Prachtwerke aus dem Verlag der Gebrüder Kröner in Stuttgart entnommen, welches sich den übrigen Publikationen dieser Firma ebenbürtig anschließt. Es führt den Titel „Unser Vaterland“ und soll in einer Anzahl von Serien Deutschland — Deutsch-Oesterreich inbegriffen — von den Alpen bis zu dem Meere uns schildern. Herausgeber ist Hermann von Schmid, dem sich eine Reihe vorzüglicher Schriftsteller, wie Steub, Lantler, Kofegger, Jüngler, v. Hörmann, Pöcher &c. angeschlossen haben, lauter Alpenkenner, deren Worte wieder durch Künstler wie W. Diez, Defregger, A. Gabel, R. Püttner, Math. Schmid, Watter, Fr. Volz und andere illustriert werden. Große prächtige Genrebilder auf Extrablättern zeigen uns hier das Leben des Volkes oder die herrlichen Landschaften in den deutschen Alpen, während überall kleine reizende Bignetten in den Text eingestreut sind, der in seiner Frische und Gelegentlichkeit im Verein mit den Bildern in uns die Sehnsucht nach den Alpen Steiermarks und Tirols, Salzburgs und Baierns wachruft. Es ist ein Buch, das uns im Winter Lust macht zu Sommerfahrten ins Gebirge und das wir nach ausgeführter Reise im Herbst wieder vornehmen, um die Erinnerung an das Erlebte aufzufrischen.

Eine Audienz beim Großvezier.

Der neue Großvezier Hamid Pascha war so freundlich, mir eine Audienz zu gewähren und hatte dazu Donnerstag Morgen um 9 Uhr bestimmt, wo ich ihn in seinem Konak (Privathause) sprechen könnte. Um acht Uhr früh warf ich mich in meinen schwarzen Rod und ludpste ihn gehörig zu, denn in der Türkei gilt der Grad, sowie jeder ausgeschweifte Rod für durchaus unanständig. Alsdann zog ich ein Paar Galoschen über meine Schuhe, weil es für ebenso unanständig gilt, mit derleißen Fußbekleidung, die mit dem Schmuck der Straße in Verührung kam, in ein Zimmer zu treten. So benutzten anständige Türken stets zwei Paar Schuhe, von denen sie das eine bei Besuchen vor der Thüre ablegen.

Nachdem ich so vorschriftsmäßig gekleidet, bestieg ich eines jener schändlichen Wartenwerkzeuge, welche in Konstantinopel die Droschken vertreten. Nach einer langen Fahrt bergauf, bergab, durch enge und belebte Straßen hielten wir vor dem Gartenhose eines großen Hauses. Mein Dragoman sprang herab und öffnete mir die Thür, wo gleich ein halb Duzend dienstbare Geister in Rod und Fez zum Empfange bereit waren. Der eine nahm meine Galoschen, der andere den Ueberrod, der dritte Hut und Stod, und der vierte bat mich, ihn zu folgen.

Im ersten Stod angelangt, wurde ich in einen ganz kalten Vorsaal geführt, wo bereits eine Anzahl anderer Personen wartete. Als ich eintrat, erhoben sich alle sehr ernst und machten ihre Verbeugung, und als ich, nachdem ich den Gruß erwidert, mich setzte, fragten alle nach meinem Befinden, worauf ich mit der nöthigen Würde die guten Leute versicherte, ich befände mich ganz wohl. Alle diese Audienz suchenden Männer waren bereits in Röde gekleidet und hatten das Fez auf dem Haupte. Nur ein alter prächtiger Türke mit majestätischem Voll-

barte trug noch den Turban und nahm sich unter seinen modernisirten Landsleuten wie ein Adler unter Dohlen aus.

Der Diener hatte meine Karte zum Großvezier hineingetragen und erschien bald mit der Nachricht, daß S. Hoheit geruhten, mich empfangen zu wollen. Nicht wenig war ich verwundert, als gleichzeitig mit mir noch drei oder vier meiner Antichambregossen sich zum Großvezier eudrängten, denn in der Türkei ist das separate Empfangen von Leuten bisher noch nicht eingeführt. Alles drängt hinein und stoßt das Zimmer voll, so daß, will man irgend einen Gegenstand besprechen, den nicht Jedermann zu hören braucht, man zum Flüßern seine Zusage nehmen muß, was bei uns ja als schlechter Ton gilt.

Ich stand in einem großen vieredigen hohen Raume mit kalten Wänden und reich in Stuck ornamentirter Decke. Fast drei Seiten des Zimmers behanden aus Fenstern, die dicht aneinander gereiht waren und durch die man einen großen Theil der Stadt überblicken konnte. Den Boden deckte ein Brüsseler Teppich mit reichem Blumenmuster — ein Stüd europäischer Fortschritt und doch wieder ein Rückschritt gegenüber den gut gemerkerten alten türkischen Teppichen. Eigentliche Möbel fehlten, wenn man nicht so ein großes metallnes Becken nennen will, in welchem ein Haufen halbausgebrannter Kohlen glüht, und ein kleines Tischchen, etwas größer wie ein Nährisch, auf dem ein Tintenfaß, ein Sandfaß und ein Cigarettenkänder stehen. Bilder und Zeichnungen fehlen, aber auf dem Teppich unter dem kleinen Tischchen liegen eine Anzahl rothseidener Beutel — es sind Aktenmappen nach unserm Begriff. Ringsum an den Wänden steht etwa ein Duzend Sophas, dazwischen ebensobiel Armstühle, alle überzogen mit wundervollem Brokat, schwer im Stoff, schön im Muster, so wie er nur noch im Orient fabrizirt wird.

Auf den Sophas und Beuhstühlen sitzen eine Menge Leute, die alle gleich mir mit dem Großvezier Geschäfte haben; dieser selbst sitzt an dem erwähnten kleinen Tischchen. Er ist ein ernstblickender Mann mit scharfem Auge und grauem Varte; der Eindruck, den er macht, ist ein würdevoller. Im Gespräch zeigt er eine Zurückhaltung, die man fast Scheu nennen möchte und die selbst mit dem selbstbewußten Auftreten eines abendländischen Ministers kontrastirt. Wenn er in stehendem Französisch ruhig und ernst seine Ansicht entwickelt, dann sucht ihr vergeblich nach einer Spur von jenem Fanatismus, das man dem konventionellen Pascha nachsagt.

Als ich eintrat, erhob sich der Großvezier und begrüßte mich, und schüttelte mir, da ich gut empfohlen war, die Hand. Dann mußte ich mich neben ihm niederlassen, er fragte — jetzt in der Zeit der drängendsten Geschäfte, wo der Staat am Abgrunde stand — nach meinem Befinden. Gleichzeitig trat ein anderer der zur Audienz Zugelassenen zu ihm heran und machte die Bewegung, als ob er ihm die Hand küssen wolle, worauf er in flüsterndem Tone eine lange Geschichte vortrug. Der Vezier hört ihn an, antwortet ebenso leise, entläßt ihn und öffnet dann einen der rothseidener Beutel, unterzeichnet ein darin befindliches Aktenstück und wirft dazwischen mir ein paar Fragen über meinen Aufenthalt in Konstantinopel vor, die ich aber nicht beantworten kann, da stets neue Flüsterer sich zwischen uns drängen. Aber meine Angelegenheit ist zu wichtig, und ich muß allein mit ihm reden; er erhebt sich deshalb, alle anderen erheben sich auch, ceremonieell wird begrüßt und wieder begrüßt; der Saal leert sich, wir sind allein.

Unterdesse hatte uns ein Diener kleine Täßchen mit dickem schwarzen Kaffee und einen Tschibuk gebracht, und ohne Störung konnten wir unser Geschäft verhandeln. Der Inhalt desselben thut hier nichts zur Sache. Kollaus würdigte S. Hoheit meine Gründe, er zeigt sich sehr bereitwillig auf alles, was ich vorschlage, einzugehen; dann aber beginnt er von unüberwindlichen Schwierigkeiten da zu reden, wo ich beim besten Willen keine sehe, und hat eine positiven Antwort in einer höchst dringenden — nicht für mich, sondern für die Türkei dringenden — Angelegenheit, werde ich auf unsern Gesandten und Konful verwiesen. Alles ist auf die lange Bank geschoben, da, wo nach unserm abendländischen Begriffe ein „ja“ oder „nein“ zur Entscheidung genügt hätte.

„Ich wünsche Ihnen gute Gesundheit,“ sagte Hamid Pascha. Die Audienz hatte ein Ende.

R. B.

Ein Medaillonkalender.

Der kleinste brauchbare Kalender, welcher bisher gefertigt wurde, ist unfechtig der, welcher im Jahre 1778 in der Größe eines Sechshundertfüßes (4 Centimeter im Durchmesser) in Paris geprägt wurde. Er war aus Kupfer gefertigt und offenbar bestimmt, in der Börse getragen zu werden.

Jede der Vertikalkolonnen der Vorderseite zeigt die Daten der Sonntage an, welche in die, in den Ueberschriften bezeichneten Monate fallen. Die Medaille enthält auf dem sehr kleinen Raume viel mehr, als man bei oberflächlicher Betrachtung meint. Die in jeder Horizontalkolonne zu je sieben vertheilten 31 Ziffern zeigen nämlich nicht nur die 52 Sonntage an, sondern genau jedes der 365 Monatsdaten.

Bezeichnet die Vertikalkolonne 1 den Sonntag irgend eines Monats, so ist natürlich, daß Kolonne 2 den Montag, Kolonne 3 den Dienstag, Kolonne 4 den Mittwoch zc. desselben Monats anzeigt. Jede Kolonne repräsentirt einen Tag der Woche, nur daß dieser letztere nach der Stellung des Sonntags, das heißt also nach dem darüber vermerkten Monat, sich verändert.

Almanach
pour l'an 1778.

Dimanches de l'année.

Févr. Mars Novbr.	Avril	Mai	Janv. Octbr.	Septbr. Juillet	Decbr.	Juin
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				

Septuag. 15 Février. Cendres 4 Mars.
Pâques 19 Avril.

Originalgröße 4 Centimeter Durchmesser.

Nehmen wir zum Beispiel den Monat Januar. Wir sehen aus der vordruckten Zeichnung, daß die Sonntage dieses Monats in der vierten Vertikalkolonne verzeichnet sind. Die fünfte Vertikalkolonne ist also für die Montage, die sechste für die Dinstage, die siebente für die Mittwoch. Hier hat diese Reihe ein Ende, und wir müssen uns zur Auffindung des Donnerstagsdatums zur nächsten Horizontalkolonne und zwar zum ersten Felde derselben wenden. Das folgende Feld bezeichnet dann das Freitagdatum und das diesem folgende den Sonnabend. Das Ergebnis ist also dieses:

Donnerstag	Freitag	Sonnabend	Sonntag	Montag	Dinstag	Mittwoch
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				

Auf dieser Tafel haben wir also die sämtlichen Tage des Januar. Februar und März haben ihre Sonntage in Vertikalkolonne 1, ihre Montage also Kolonne 2, ihre Dinstage Kolonne 3 u. s. f.

April hat die Sonntage in Kolonne 5, die Montage also Kolonne 6, die Dinstage Kolonne 7 u. s. w.

Es braucht sicherlich nicht erwähnt zu werden, daß beim Februar nur bis 28 und bei April, Juni, September und November nur bis 30 gezählt wird.

Der in den Kreisabschnitten durch die Tabelle freigelassene Raum

enthält in seinen drei Feldern die Verzeichnung der beweglichen Festtage des Jahres.

Die Rehrseite der Medaille

Louis XVI né le 23 Août 1754.
Marie Antoinette d'Autr. née le 2 Nov. 1755.

	31	00	13	00	28
Janvier	31	00	13	00	28
Février	28	00	11	00	27
Mars	31	00	13	00	28
Avril	30	00	11	00	27
Mai	31	00	11	00	26
Juin	30	00	10	00	24
Juillet	31	00	9	00	23
Août	31	00	8	00	22
Septembre	30	00	6	00	20
Octobre	31	00	6	00	20
Novembre	30	00	4	00	19
Décembre	31	00	4	00	18

Print. 20 Mars. Eté 21 Juin.
Automne 22 Sept. Hiver 21 Déc.

Originalgröße 4 Centimeter Durchmesser.

enthält bei den einzelnen Monaten die Daten der Vollmonde (O) und der Neumonde (C), und in den leergebliebenen Kreisabschnitten den Anfang der vier Jahreszeiten, Namen und Geburtstage der Regenten, die goldene Zahl, den Sonntagsbuchstaben und die Indictio Romana.

Möge es uns schließlich vergönnt sein, nach hundert Jahren in der Form dieser Medaille ein Kalendarium für das laufende Jahr dem Leser am Schlusse mitzutheilen:

Kalender
für das Gemeinjahr 1878.

Sonntage im Jahre.

Eptbr. Febr.	Juni	Febr. März Novbr.	August	Mai	Jan. Oktbr.	April Juli
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				

Osterfest 21 April. Himmelfahrt 30 Mai.
Pfingstfest 9 Juni.

Originalgröße 4 Centimeter Durchmesser.

Wir haben nur die Vorderseite gegeben, und überlassen es künftigen Köpfen, eine praktische und zweckmäßige Einrichtung der Rehrseite dem zeitigen Bedürfnis entsprechend anzudeuten.

Inhalt: Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Historischer Roman von Theodor Fontane. — Panajot Sitov, der Balkanheld. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—50. II. Abtheilung. IV. Der alte Merian. Von D. W. Herbst. Mit Merians Porträt und Illustrationsprobe aus seinem Städteverf. — Am Familientische: Ein vaterländisches Prachtwerk. Zu dem Bilde von Defregger. — Eine Audienz beim Großvezier. — Ein Medaillonkalender.

Best-

und
en den
genten,
omana.
ren in
Zahr

es sim-
er kehrt
8.

man von
Berjäu-
ng. IV.
trat und
che: Ein
— Eine



egen und Kehren
 Soll man verehren,
 Geschicht's mit füglichem Gebühr
 Im eignen Haus, vor eigener Thür.
 Doch wer vor fremdem Thore segt,
 Dem wird sein' Arbeit bald gelegt,
 Und wer fremden Staub zu kehren begehrt,
 Der macht sein' Sach erst gar verkehrt.

(Alter Spruch.)



DASEIM

1878



I. Olfrieds Evangelienharmonie.

Die neueste Erfindung für jedermann Menschen hat unlängst ein Amerikaner gemacht. Es ist der durch sein weitverbreitetes Gewehrsystem bekannte Remington, dem wir die Schreibmaschine verdanken. Nichts Bequemeres, als dieses leichtgängliche Instrument, das sich auf jeden Tisch legen und mühelos transportieren läßt. Der Brief einer Dame, die innerhalb vierzehn Tagen schneller als je mit der Feder damit schreiben gelernt, liegt vor uns. Biederlich, deutlich, fast wie gedruckt liegt sich die aus lauter großen Antiquabuchstaben zusammengesetzte Schrift, während die ehemaligen Schriftstücke der Briefstellerin oft aller Entzifferungskunst spotteten. Welch ein Segen für unbedeutliche Schreiber und die Leser ihrer Manuscripte! Und doch — wie todt starrt uns ein solches, aller charakteristischen Eigentümlichkeit, aller individuellen Färbung entbehrendes Schriftstück entgegen! Wie ganz anders müthet uns eine Handschrift aus dem Mittelalter an, aus der Zeit, wo die Schreibkunst blühte und jedes Buch noch ein wirklicher Schatz war!

Die Klöster waren die Pflegestätten des Schriftwesens im Mittelalter. Ein jedes hatte sein *Scriptorium* (Schreibstube), das unter der Aufsicht des *Armarius* (Bibliothekars) stand, der die abuschreibenden Werke auswählte und die Ausführung überwachte. Da saß nun der Mönch (oder auch die Nonne) vor dem kleinen Schreibpulte, und wenn er sein Pergament sorgfältig abgehakt, mit Bindestein geglättet und regelmäßig liniirt hatte, ging er mit fleißiger Hand an das Abschreiben des vor ihm aufgeschlagenen Coder. In der Rechten hielt er die Feder, in der Linken ein oben halbkugelförmig umgebogenes Schabmesser, um noch übrig gebliebene Härden und Unebenheiten im Pergament wegzuräumen. Ein Horn, oft von einer Schlange im Rachen gehalten und durch die Öffnung des Hältes gehend, enthielt die treffliche schwarze oder bräunliche Tinte; daneben lagen Pinsel zum Malen der leuchtenden Farben: Purpurroth und Lazurblau, auch Gold und Silber. Die Ueberschriften, die Anfangsbuchstaben jeder Seite pflegte man durch roth anzugeichnen; auch schrieb man in Gold- und Silberbuchstaben auf rothgefärbtem Pergament, wie den bekannten Silbercodex, der des *Uffilas* Bibelüberetzung enthält.

Jahr und Tag ging gewöhnlich über einer solchen Abschrift hin; der Schreiber wurde oft dabei recht müde und schloß sein sorgames Werk wol mit einem Stoßseufzer:

„Ach Gott, wie froh ich was
Do des Buches ein Ende was!“

Spiritualiter (d. h. geistliche Auslegung des vorhergehenden Abschnitts.)

Mit allen unsern kreftin, Mit aller Kraft, die in uns wohnt, er unsih uns ei loide Daz er zu unserm Jammer nicht Thaz wir son then bliden Daz aus der Schar der Fröhlichen wir unsih in then riwon Und nimmer in Verzweiflungswal Thaz si uns thiu wiatworfa Daz uns die Schwinge, die er führt, iz unsih mit giwolti Und nimmer sie mit Sturmgewalt Ioh in furo aster diu Daz nimmer wir im Feuer dann wir mit ginadon sinen, Laßt bitten uns, daz wir entgehn Thaz hirta sine uns warten Daz warten seine Sirten uns Ioh unsih ooh nirwannon Und niemals aus dem Gottes Korn Wir unsih muazin samanon Laßt bitten uns, daz wir bereinst mit werchon silu riebe Gesellen uns zur heil'gen Zaßl In hoho gualliche Zu übergroßer Herrlichkeit; bimiden theso granni Wenn wir befreit sind dieser Qual, Ioh muazin mit then druton Und dürfen mit den heil'gen dann	Hittomas nu trautin Laßt uns nun sehen zu dem Herrn, sonne then guathen ni giskeide Uns scheide aus der Guten Zaßl; Mit leida ni gschcheiden Wir nimmer scheiden uns zum Reid ni muazin io bisowon Wir schauen uns in Ewigkeit in themo urteils helfa Gintj gnadig sei bei dem Gerichte, ni firwaha unz in enti Berweße und vernichte uns. thar ni brisen io so spriu Verbrennen so wie taube Spreu. then wewon bimiden Dem Unglück durch die Gnade sein, inti unsih io gehalten Und immer uns erhalten wohl uzar then gotes kornon; Uns schwingen wegen unsrer Schuld, zon gotes truttheganon Mit guten Werken woßl gesiert ze domo hohen himilrichi Dort oben in dem Himmelreich theist anur thaz himilliche Das wieder ist das Himmelreich, thuruh theo owigon wann, Erfreuen ewig'er Wonne uns. thes himilriches nioton Genießen stets das Himmelreich,
--	--

Aber den meisten Handschriften merkt man doch an, daß die Arbeit mit Liebe und Hingebung, oft auch mit eingehendem Verständniß gemacht worden ist! Und wie viele Schätze der Literatur sind auf diesem Wege uns aufbewahrt worden! Ja, was wüßten wir überhaupt von klassischer und mittelalterlicher Literatur, wenn die Klöster durch Abschriften und Sammlungen uns nicht ihre vornehmsten Denkmäler aufbewahrt hätten! Darum hegen unsere heutigen Bibliotheken diese alten Handschriften auch noch wie Kleinodien, nennen sie auch so, nämlich mit dem griechischen Worte: „*Timelien*“ und verwahren sie unter doppeltem Verschluss, wenn auch nicht mehr an Ketten, wie in den vergangenen Tagen.

Den Künsten der Neuzeit, der Photographie, der Hochätzung, dem Schnellpressendruck aber verdanken wir es, daß diese Timelien sich auch für ein größeres Publikum öffnen und nicht mehr für die Gelehrten allein. Auf diesem Wege ist das gegenüberstehende Blatt entstanden, das gewiß jeden interessiert, der einmal von der althochdeutschen *Messias* des *Benediktinermönchs* gehört hat und sich doch so gar keine Vorstellung davon machen konnte, wie das Original wol ausgesehen habe!

Zu drei Handschriften ist das Werk *Olfrieds von Weissenburg* auf unsere Zeit gekommen. In den Bibliotheken zu Wien, Heidelberg und München werden dieselben aufbewahrt. Der Münchener Pergamenthandschrift, die ursprünglich dem *Freysinger Dom* gehörte und wol zwischen 883—906 geschrieben wurde, ist unsere Nachbildung entnommen. Es ist ein großer mächtiger *Foliant*, der dieses altherwürdige Gedicht enthält. Jede Seite hat zwei Spalten, die aus je zwei gereimten Hälften desselben Verses bestehen und die man nebeneinander lesen muß. Je zwei solcher Langzeilen bilden eine *Strophe*, die immer durch einen großen rothen Anfangsbuchstaben bezeichnet ist. Die durchweg sorgfältige und deutliche Schrift zeigt hier und da bereits den Uebergang zur *Carfivolschrift*. Das gegenüberstehende Blatt enthält ein ganzes Capitel des *Olfriedsches* Werkes, das letzte (XXVIII) des ersten Buches, dazu mit einigen lateinischen Uebergangszellen den Anfang des zweiten Buches. Der Inhalt des Capitels wird durch die Ueberschrift: „*spiritualiter*“ (geistlich) bezeichnet. Es ist die geistliche Deutung der vorhergehenden erzählenden Abschnitte, die von *Johannes* dem *Täufer* und *Jesus* Tausche handelt. Es wird unseren Lesern willkommen sein, den Inhalt nach dem Wortlaut des Originals (mit Weglassung der *Accente*) wiederholt zu sehen. Die dazwischen gefügte ziemlich vorzügliche, aber ungerimeite Uebersetzung ins *Neuhochdeutsche* ist von dem neuesten gelehrten Herausgeber *Johann Kelle* verfaßt:

then spichari iamer suazen Und nügen voller Seligkeit, Thaz helloga korahua Das Kornhaus, das hochheilig ist, mit sinen unsih satto D mochten wir des Ansehtalls	mit salidon nuzen Des Speichers stete Sähigkeit, thaz (wir) ni faren fordir D jogen nimmer wir deraus, frowen thero resto Mit Seinen lange uns ercreun;
---	--

Ioh wir thaz muazin untar in Ercreuen uns, daz wir vor Gott Fou ewon unz in ewon Mit allen Seelen, die gerecht,	blide fora gote sin Mit ihnen endlich frohdich sind, mit then heiligen selou. Bon Ewigkeit zu Ewigkeit.
--	--

Explicit liber evangeliorum primus thes
Zu Ende ist das erste Evangelienbuch auf
tiseo conscriptus. Incipit liber secundus.
deutsch abgefaßt. Es beginnt das zweite Buch.

Er allen werolt kreftin Schon vor den Rächten dieser Welt so rumo ooh so in ahton Soweit entfernt auch, als kein Mensch Er so ioh himil wru Bevor der Himmel und das Meer ooh wiht in diu gisuarit Und irgend etwas eingeführt, So was io wort wouanti Da seht immer schon das Wort, thaz wir nu sehen offan Das wir nun sehen vor uns klar,	Ioh engilo gisootin Eh' noch ein Engel war erzeugt, man ni mag gitrahton In seinem Geiste denken kann; Ioh erda ooh so heru Bevor die feste Erde ward, thaz sellu thriu ruarit Das eines dieser drei belebt. er allen zitin werolti Vor allen Zeiten dieser Welt; thaz was thanne ungeschaffen War damals ungeschaffen noch.
---	---

SPIRITUALITER

XXVIII

MITALLEſ UNSEN KRETTIN
 Er unsih unſ alēde

Thaz uur-ſonthen bliden

Quir unſib inthen ruuon

Thaz ſuunſ thi uuunt uuorſa

lzunſib mit quuelta

Joh inſure aſter dui

Quir mit geadou ſinen

Thaz hirta ſine unſ uuarten

loh unſib ouh nur uuannon

Uuir unſib muazin ſamanon

Mit uierchon ſilu riſche

Jnhoho gualliche

Bimiden theſo grunni

Joh muazin mit then druton.

Therſpichari iāmer-ſuazzen.

Thaz helega kornhuſ

Mit ſinen unſib ſaſto

Joh uuir thar muazin untarin

ſon euon unzin euon

EXPLICIT LIBER EVANGELIORUM PRIMUS THEO-

PHILIPPI CONSCRIPTUS. INCIPIT LIBER SECUNDUS

IERALLEſ QUEROLT KRETTIN

ſorumo ouh ſo inahton

Erſe roh himil uuru

Ouh uiht indiu giſuarit

Souuaf iouuort uuonanti

Thaz uuirnu ſehzn offan

BITTEMYS NY TRUHTIN

ſonne thenguathen nigi ſkaede

Mitleidu nigischa den

ſimuazin io biſcouuon

Inthemo vrtale helfa

ſiſiruuahē unzinenti

Thar nihrinon io ſoſpruu

Then uuēuon bimiden

Inu unſib io ghalten

Uzar thengotes kornon

Zen gotes trut theganon

Zedono hohen himil riſche

Therſtauir thaz himil riſi

Thuruh theo euuigon uunni

Ther himil riſche moton.

Mit ſalidon niāzen

Thaz niſaren ſirdir uz

Ereuen thero reſto

Blide foragote ſin.

Mit then haligon ſelon

LOHENGILLO GISCEFTIN

Manna mag ga trahton

loh herda ouh ſoheru

Thaz ſellu thriu ruarit

Erallen zutin uuerohti

Thaz uuirſ tharne ungiſchaffen

In der Verlagshandlung des Daheim erschien so eben:

Deutsche Literaturgeschichte

von

Robert Koenig.

I. Abtheilung, mit zahlreichen Chromolithographien und Holzschnitten im Texte.

Preis 4 Mark.

Vollständig in 3 Abtheilungen wie die erste, die einen stattlichen Band von 40 Bogen mit zahlreichen Farbendruckten und erläuternden Holzschnitten im Texte zum Preise von 12 Mark bilden werden.

Die Verlagshandlung bietet in dieser Literaturgeschichte ein mit viel Liebe und Sorgfalt gepflegtes Werk, das sich an das Interesse gebildeter Familien, Literaturfreunde, auch junger Leute beiderlei Geschlechts wendet. Der Text umfaßt die deutsche Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit und bietet reichliche Proben und Analysen. Die Abbildungen sind kein müßiges Beiwerk, sondern bestehen theils in kunstvollen chromolithographischen Nachbildungen literarhistorisch merkwürdiger Handschriften (in der I. Abtheilung z. B. ein Blatt aus dem Codex argenteus, der gothischen Bibelübersetzung des Alfylas zu Upsala; das Wessobrunner Gebet in München; ein Blatt aus der Heliandhandschrift zu München, aus Otfrieds Evangelienharmonie zu München; eine farbige Miniature aus Wernhers von Tegernsee Marienleben zu Berlin; eine Seite der Manessischen Minneliederhandschrift zu Paris, der Weingartner Handschrift zu Stuttgart), theils aus erläuternden Abbildungen verwandten kulturgeschichtlichen Inhalts, theils aus gleichzeitigen Porträts.

Das Werk wird in drei vierteljährlichen Zwischenräumen vollständig werden und in gediegenem Einbände als ein bescheidenes Prachtwerk von mittlerem Preise zur Bereicherung der Familienbibliothek und zu Geschenkzwecken dienen können.

Die Verlagshandlung von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Präsident von Bennigsen eröffnet die Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses.

Als der Name des hier Dargestellten vor wenigen Wochen wie ein Lauf-
feuer durch der Leute Mund ging, war sich das Daheim sofort der Obliegen-
heit bewußt, den Vielberufenen seinen Lesern vorzuführen. Aber wie? Einen
Augenblick lang dachten wir es uns sehr hübsch, ihn zweimal nebeneinander
darzustellen, jedesmal in Reisepelz, Reisemütze und in die Cde eines Coups
erster Klasse gedrückt, einmal erwartungsvoll veranlagt, das andere mal
sorgenvoll verschlossen aussehend, und darunter geschrieben: Nach Varzin —
Von Varzin. Dem hätte nun aber manches im Wege gestanden, z. B. die
Gewissenhaftigkeit des Künstlers, der nichts darstellt, was er nicht gesehen
hat. Wir ließen letzterem also freie Wahl, den Gesuchten abzufangen wie
und wo er ihn fände, zu Wasser und zu Lande, zu Fuß und zu Hock. Und
siehe da, der Treffliche entschloß sich kurz, ging in's Abgeordnetenhau-
s und zauberte den Herrn Präsidenten desselben von der Zuschauertribüne herab

dermaßen lebendig mitten aus seiner charakteristischsten Amtshätigkeit heraus
auf das Papier, daß wir beim ersten Anblick der Zeichnung in unbewußter
Erinnerung an die ständige Anfangsphrase der Landtagsberichte ausrufen
mußten: „Präsident von Bennigsen eröffnet die Sitzung mit geschäftlichen
Mittheilungen.“ Die frische Wiederkehr der Natur hätte einmal wieder
kräftiger gewirkt, als alle ausgedachten Situationen gekonnt hätten. Der
Bennigsen öfter am Präsidententische gesehen hat, wie er im Aufstehen die
Glocke ergreift, das Blatt mit der Tagesordnung nahe an die etwas kurz-
sichtigen Augen bringt und nun in hannoversch gefärbtem Deutsch die Sitzung
eröffnet, der wird zugeben, daß er nicht wohl schlagender charakterisirt werden
kann. Ob nun Herr von Bennigsen über kurz oder lang Minister oder Vice-
kanzler wird oder nicht — wir sehen dem in Ruhe entgegen, — sein Bild
haben wir gebracht.

(In Druck gegeben am 26. Januar.)

Die letzten zwei Wochen sind reich an entscheidenden Ereignissen gewesen und haben für die Pause, die nach dem Untergang Osman Paschas eintrat, durch eine Fülle von Ueberlegungen entschädigt.

Diese liegen auf beiden Seiten. Nach dem langen Wagnern der russischen Hauptarmee mit ihrem Vormarsch ließ sich erwarten, daß dieselbe erst mit dem Einbruch des Schnees und der Kälte aufbrechen werde. Dennoch hat der glückliche Balkanübergang des General Gurto die ganze Heeresmacht in Bewegung gebracht. Die Türken aber, vielleicht durch die ihnen gestaffelte Flanke der letzten Verteidigung bei Adrianopel abgegangen, um dieselbe in zwölfter Stunde noch in's Gebirge vorwärts zu verlegen.

Dieser Entschluß wird in der ganzen Geschichte des Krieges als der verhängnisvollste gelten müssen, wenn es wahrhaftig auch niemals völlig an's Tageslicht kommt, wer und was seine Triebfeder war. Er erklärt die ganz unerwartet schnelle Lösung, die, so unheilvoll sie auch für das Osmanenreich geworden, im allgemeinen Interesse doch eine glückliche zu nennen ist, da sie den Frieden zeitiger bringen muß, als es sich erhoffen ließ.

Die Entscheidung, die bei Adrianopel zu erwarten stand, ist im Schicksal gefallen. Nicht, daß dessen Befestigung nicht von Wichtigkeit gewesen, seit sich die Russen schon einer Anzahl von andern Balkanübergängen bemächtigt. Doch die Türkei, die in diesem Augenblicke keine Armee mehr zu verlieren hat, wurde durch den Ausfall eines starken Korps noch guter Truppen von 25000 Mann und 80 Geschützen der letzten Möglichkeit zu energischem Widerstande berufen.

Der Kampf selbst verlief auf ganz normale Weise. In der Front wurde die Schiffschleife von den Türken so lange mit Erfolg verteidigt, bis die russischen Umgehungscolonnen sich in ihrem Rücken die Hand reichten und ihnen den Abmarsch unmöglich machten.

In Folge der Besetzung von Sofia erhielt auch General Adedky den Befehl, mit der russischen Balkanarmee über das Gebirge zu gehen. Der selben wurde zugleich das 1. Armeekorps und die 3. Schützenbrigade zugeteilt.

Der Vormarsch geschah in drei Kolonnen. Auf dem rechten Flügel brach sich General Stobelsky mit der zum 4. Armeekorps gehörigen 16. Division, einigen Schützenbataillonen, bulgarischer Miliz und Kosaken durch die Schneemassen des Balkan Bahn. Sein Weg war ein Bergpfad über Selensdewo, der kaum dreiviertel Meilen westlich der türkischen Befestigungen über das Gebirge läuft. Dennoch wurde er zurückgelegt, ohne daß es zum Kampfe kam. Es scheint, daß die Bulgaren, welche die Russen führten, allein die Möglichkeit gekannt haben, dort hinüberzukommen.

Die linke Kolonne wurde von General Fürst Mirsky befehligt, demselben der am 4. December in dem unglücklichen Gefechte von Elena kommandierte. Sie bestand aus der zum 4. Armeekorps gehörigen 30. Division, ferner aus der 9. Division vom 8. Korps, der 1. Schützenbrigade, Kosaken und Bulgaren. Die Natur des Gebirges zwang sie zu weiterem Ausweichen. Sie arbeitete sich zwei Meilen östlich vom Schiplapasse über das kleine Bergdorf Tseli vorwärts.

Da, wo die große Paßstraße sich nach dem Dorfe Schipla steil hinab-senkt, bildet sich ein tief wie eine Bucht in den Balkan hineinragender Kessel, der sich im Süden gegen das Rosenthal von Kasanlyk öffnet. Dort liegt auf der einen Seite, im Westen, das Dorf Jmetli, schon im flachen Thalgebiete, auf der anderen im Osten Guzowo am Fuße der Berge. Bei diesen beiden Punkten ergriffen am 7. Januar gleichzeitig die Spitzen der russischen Kolonnen. Stobelsky besetzte Jmetli, Fürst Mirsky Guzowo im Rücken der Türken, deren Heerren den Kessel von Schipla füllten, und deren vordere Linien auf den, diesen umgebenden, Höhen standen. General Adedky verhielt sich unterdessen mit der ihm noch verbliebenen 14. Division auf dem so berührt gewordenen Sveti Nikoloberge vollkommen ruhig. Am 8. Januar begann der Angriff im Süden. General Stobelsky und Fürst Mirsky drangen beide, die türkischen Heerren, die ihnen in Eile entgegengekommen waren, im heftigen Kampfe überwindend, gegen Schipla und den Südausgang des Passes vor. Am 9. früh erfolgte auch in der Front Adedky's Vorgehen, und ein Feuerkreis schloß sich um die unbeweglich ausstehenden Türken enger und enger. Am Abend ergriffen die Parlamentäre des Ferit Nassim Pascha mit dem Anerbieten der Kapitulation.

Der russische Verlust von 138 Offizieren 5400 Soldaten beweist, daß die untergegangene Armee sich vor der Katastrophe noch in schlagfertigen Zustande befand.

Um so unerklärlicher ist das Verhalten ihrer Führer. Selbst von türkischen Paschas ist kaum anzunehmen, daß sie die mehrere Tage währende russische Bewegung, die ihnen unmöglich ganz verborgen blieb, gesehnen ließen, ohne sich zu rühren, wenn nicht ein höherer Befehl sie an ihre Stelle bannte. Voraussetzlich haben sie sich, dem Willen Allahs und ihres Herrn gehorchend, so ruhig ihrem Nismet ergeben.

Im Augenblicke läßt sich die Geschichte dieser letzten interessantesten Kriegstage, die mehr entschieden haben, als vorher Monate, keineswegs genau überblicken. Die Verwirrung, welche seit Kurzem im türkischen Oberkommando herrschte und die bald Suleyman, bald Nedud, bald Mehmed Ali Pascha als höchste Autorität in der rumelischen Armee nennen ließ, deutet indeßen an, daß in Constantinopel der Entschluß, ob der Balkan zu verteidigen sei oder Adrianopel, in's Schwanken gekommen war. Je nachdem die eine oder

die andere Idee siegte, mag das Vertrauen des Sultans und seiner Rathgeber auch mit den Personen gewechselt haben.

Es hieß einmal, Suleyman Pascha sei wegen der schnellen Räumung von Sofia entsetzt worden. Diese aus der türkischen Hauptstadt kommende Nachricht bewies, daß ihm thatsächlich der Befehl gegeben war, die Balkanlinie zu halten. Die einfache Logik davon ist der gleiche Befehl an die Schipsarmee, denn ein Blick auf die Karte lehrt, daß der Rückzug von Sofia nach Adrianopel, den das Rhodopegebirge zum einzig zweckmäßigen macht, unmöglich wird, sobald der Schiplabalkan zu früh in Feindes Hand geräth.

Die Waffenstillstandsverhandlungen fanden vor der Thür. Wahrscheinlich haben politische Motive — der Wunsch, im Augenblicke des Aufschlusses noch möglichst viel Terrain zu beherrschen — die verhängnisvolle Ordre an beide Heeresgruppen gleichzeitig veranlaßt. Wo solche Rücksichten sich direkt in die Leitung der kriegerischen Operationen mischen, haben sie sich noch immer als verderblich erwiesen.

Was die Niederlage vom 9. Januar an der einer Stelle that, wird an der anderen der weite Rückzug unter nachtheiligen Gehehen thun. Am 16. und 17. Januar holte General Gurto starke Theile der Armee Suleyman Paschas in der Nähe von Philippopol ein und warf sie unter lebhaften Gefechten südwärts in's Gebirge. Fast die gesamte türkische Artillerie ging dabei verloren. Die Neubildung der jetzigen Jahreszeit mußten die Reste der Armee schnell auflösen. Wäre dieselbe nach ihrer Zusammenziehung bei Adrianopel im December dort geblieben, wären die vorn im Balkan stehenden Truppen rechtzeitig dorthin zurückgerufen worden, so hätte eine immerhin noch stattliche Macht dalehst einen vollen Monat Zeit gehabt, sich auf die letzte große Anstrengung vorzubereiten. Im Schiplapasse und bei Kasanlyk-Sofia allein waren, wie die letzten Gefechte zeigten, noch mehr als 50,000 Mann vorhanden.

Mehr als 100,000 Russen haben auf der 27. heutigen Meilen langen Linie vom Erhanik-Passe bis Elmano hin den Balkan noch nicht überschritten. Freilich folgen starke Heerren nach. Vier Kolonnen sind zu unterscheiden.

Auf dem rechten Flügel marschirte General Gurto mit der Garde und dem 3. Armeekorps, nach Zurücklassung verschiedener Detachements 35—40000 Mann, über Shtiman, Philippopol. Die Hauptkolonne von 40,000 Mann unter General Adedky*), bei der sich auch der Großfürst Nikolaus selbst befindet, hat die Straße von Kasanlyk, East Saghra, Karabumar gewählt.

Die Verbindung zwischen beiden hält die 3. Infanteriedivision des General Karzow, der am 5. Januar unter leichtem Gehehen den Trojanpöß überschritt, am 10. Karlowo erreichte, dann den Karadja Dag passirte und sich gegen Trnava wendete. Man kann diese Division, die einige Befestigungen erhalten, auf 8000 Mann schätzen.

Auf dem äußersten linken Flügel hat sich ein Theil der Kommande der Bewegung angegeschlossen, und den Balkan in der Richtung auf Elmano überschritten. Endlich setzte sich die Dobrudscharmee in Bewegung und ist in den inneren Raum des Festungsvierecks eingedrungen. Ihre Streifpartieen haben sich schon bei Pravadi zwischen Baria und Schumla gezeigt und ihr Hauptquartier besand sich am 14. Januar in Rossowo an der Donau. Es wird dadurch der größere Theil der Kommande für den Siegeszug nach Rumelien verfügbar werden.

So hat denn nun, sechs Monate nach dem ersten Versuche die große russische Offensive von neuem begonnen und zwar jetzt unter Verhältnissen, die über den Ausgang keinen Zweifel mehr lassen. Die Dispositionen für die Einleitung kosteten viel, vielleicht zu viel Zeit, doch sind sie, so weit ich übersehen laßt, diesmal tactlos. Es ist die große Ueberlegenheit der Invasionsarmee richtig verwertet; es ist für die Ueberbrückung und möglichste Schnelligkeit in der Ausnutzung der ersten Vorteile zweckmäßig gelehrt.

Die Marschrichtungen der vier russischen Kolonnen vereinigen sich bei Sermanli, von wo die Heerstraße im Maritathale über Adrianopel nach der Hauptstadt weiterführt. Ihnen erheblich voraus eilt die Kavallerie, deren Ueberlegenheit über die Gegnerin sich im flachen Gelände, welches jetzt das Operationsterrain bildet, schnell fühlbar machen wird.

Die Gefangenahme der türkischen Schipsarmee erleichterte den Vormarsch bedeutend; denn da der nächste gefährliche Feind damit beseitigt war, konnten die Truppen in der breiten Front, in welcher sie aus dem Gebirge debouchierten, auch fernerhin verbleiben und dies ist für die Verpflegung von wesentlichem Vortheil.

Als vor nahezu 50 Jahren Graf Diebitz zum erstenmal den Balkan überschritt, brauchte er für den kurzen Raum vom Gebirge bis Adrianopel noch volle vier Wochen. Allein dies erklärt sich dadurch, daß er die östlichen Straßen von Demna und Baria nach Kidos wählte, dort aber erfuhr, daß bei Elmano in seiner rechten Flanke bedeutende türkische Streitkräfte ständen, und daß auch der Großvezier von Schumla her dort erwartet werde. In Folge dessen bog er dahin aus, und es kam bei Zamboli und Elmano zu Gefechten. Erst als durch diese der Südfuß des Balkan weithin gekläubert war, wendete Diebitz sich mit seinem schwachen Korps südwärts und marschirte von Elmano über Zamboli und Bujak Derwent in nur sechs Tagen bis Adrianopel. Ein Graben von der Tundza zur oberen Maritza, mit flankirenden Batterien versehen, bildete damals die einzige Befestigung der Stadt. Allein die 8—10000 Mann türkischer Truppen und zahlreich bewaffnete Einwohner hätten in den sie umgebenden Gärten, Mauern, Hecken und Hohlwegen sehr wohl Widerstand leisten können. Der Schrecken indeßen lähmte die Thätigkeit der Führer. Ein feindliches Korps von nur 20,000 Mann rückte ohne Kampf ein und entschied damit den blutigen Krieg, der dem Angreifer schon 50,000 Mann gekostet hatte.



Die Umgehung der Türken im Schiplapass.

auch die Dobrudscharmee in Bewegung und ist in den inneren Raum des Festungsvierecks eingedrungen. Ihre Streifpartieen haben sich schon bei Pravadi zwischen Baria und Schumla gezeigt und ihr Hauptquartier besand sich am 14. Januar in Rossowo an der Donau. Es wird dadurch der größere Theil der Kommande für den Siegeszug nach Rumelien verfügbar werden.

So hat denn nun, sechs Monate nach dem ersten Versuche die große russische Offensive von neuem begonnen und zwar jetzt unter Verhältnissen, die über den Ausgang keinen Zweifel mehr lassen. Die Dispositionen für die Einleitung kosteten viel, vielleicht zu viel Zeit, doch sind sie, so weit ich übersehen laßt, diesmal tactlos. Es ist die große Ueberlegenheit der Invasionsarmee richtig verwertet; es ist für die Ueberbrückung und möglichste Schnelligkeit in der Ausnutzung der ersten Vorteile zweckmäßig gelehrt.

Die Marschrichtungen der vier russischen Kolonnen vereinigen sich bei Sermanli, von wo die Heerstraße im Maritathale über Adrianopel nach der Hauptstadt weiterführt. Ihnen erheblich voraus eilt die Kavallerie, deren Ueberlegenheit über die Gegnerin sich im flachen Gelände, welches jetzt das Operationsterrain bildet, schnell fühlbar machen wird.

Die Gefangenahme der türkischen Schipsarmee erleichterte den Vormarsch bedeutend; denn da der nächste gefährliche Feind damit beseitigt war, konnten die Truppen in der breiten Front, in welcher sie aus dem Gebirge debouchierten, auch fernerhin verbleiben und dies ist für die Verpflegung von wesentlichem Vortheil.

Als vor nahezu 50 Jahren Graf Diebitz zum erstenmal den Balkan überschritt, brauchte er für den kurzen Raum vom Gebirge bis Adrianopel noch volle vier Wochen. Allein dies erklärt sich dadurch, daß er die östlichen Straßen von Demna und Baria nach Kidos wählte, dort aber erfuhr, daß bei Elmano in seiner rechten Flanke bedeutende türkische Streitkräfte ständen, und daß auch der Großvezier von Schumla her dort erwartet werde. In Folge dessen bog er dahin aus, und es kam bei Zamboli und Elmano zu Gefechten. Erst als durch diese der Südfuß des Balkan weithin gekläubert war, wendete Diebitz sich mit seinem schwachen Korps südwärts und marschirte von Elmano über Zamboli und Bujak Derwent in nur sechs Tagen bis Adrianopel. Ein Graben von der Tundza zur oberen Maritza, mit flankirenden Batterien versehen, bildete damals die einzige Befestigung der Stadt. Allein die 8—10000 Mann türkischer Truppen und zahlreich bewaffnete Einwohner hätten in den sie umgebenden Gärten, Mauern, Hecken und Hohlwegen sehr wohl Widerstand leisten können. Der Schrecken indeßen lähmte die Thätigkeit der Führer. Ein feindliches Korps von nur 20,000 Mann rückte ohne Kampf ein und entschied damit den blutigen Krieg, der dem Angreifer schon 50,000 Mann gekostet hatte.

*) Zur Veranschaulichung der interessanten Episode im Schiplapass geben wir eine kleine Karte hinzu, die die Besetzung der letzten Bergpässe vorweist und auf die dem vorigen Jahrgange gewidmete Kriegskarte des 'Dachim' deren Beendigung sich bei jeder neuen Besichtigung des Kriegstheaters bemerkt. Dieselbe ist nach wie vor von unserer Expedition für 60 Pf. franco zu beziehen.

*) Das 4. Korps, 9. Korps, die 3. und 4. Schützenbrigade, die Bulgaren und eine türkische Kavalleriedivision.

